Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Paul Blau

Und dann? : zehn biblische Betrachtungen über die persönliche Vollendung : Nebst einem Anhang: Ist Christus wirklich auferstanden

Zweite, durchgesehene Auflage, Berlin: Trowitzsch & Sohn, 1911

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1725566060

Druck Freier Zugang PUBLIC DOMAIN OCR-Volltext

Und dann?

Zehn biblische Betrachtungen über die persönliche Vollendung.

Nebst einem Anhang:

Ist Christus wirklich auferstanden?

von

Paul Blau,

Generalsuperintendent der Provinz Posen.

Zweite, durchgesehene Auflage.

Berlin.

Trowitzsch & Sohn.

1911.

Meiner teuren Mutter

in der Erinnerung an diejenigen, welche in die ewige Heimat vorausgegangen sind, und in der Hoffnung ewiger Vereinigung mit ihnen.

Vorwort zur ersten Auflage.

Nicht ohne Zagen übergebe ich diese Blätter der Öffentlichkeit. Sie behandeln ein Gebiet, in das uns nur wenige Einblicke gegönnt sind. Gerade darum ist ein ungeheures Fragen nach diesen letzten Dingen. Wer eine Antwort auf sie geben soll, muß hier besonders sich vor eigener Weisheit hüten. Ich habe mich bemüht, nur die Schrift, die mir untrügliches Zeugnis des lebendigen Gottes ist, zu Worte kommen zu lassen und nur dasjenige zu sagen, was sie andeutet, oder was sich aus ihr schließen läßt. Es werden daher auch nur diejenigen Antwort auf ihr Fragen finden, denen die Heilige Schrift die Autorität für ihr Glauben und Hoffen ist. Aber auch das Verständnis der Schrift ist ein zu mannigfaltiges, als daß unter Bibelchristen Übereinstimmung über die christliche Hoffnung und ihre Einzelzüge wäre. Ich maße mir nicht an, das einzig richtige Schriftverständnis zu haben. Aber eins ist mir gewiß: daß wir eine festgegründete und herrliche Hoffnung haben. Mögen diese Blätter dazu dienen, diese Hoffnung vielen fest zu verankern. Allen denen, die zu dem oberen Zion ihre Blicke und ihre Schritte lenken, sei die Hand zu gemeinsamer Pilgerfahrt gereicht:

Hier ist unser Pilgrimstand,
Droben unser Vaterland.

Wernigerode, 1907.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Es gereicht mir zu einer großen Freude, daß, wie mir Zuschriften und Versicherungen aus dem Kreise der Leser bezeugt haben, die nachfolgenden Betrachtungen manchem von ihnen, der angesichts seiner Gräber oder auf seinem eigenen Sterbebett sich mit Fragen nach dem Jenseits getragen hat,

Licht, Trost und Stärkung gebracht haben. Ich habe daher geglaubt, diese Betrachtungen bei ihrem zweiten Erscheinen im wesentlichen unverändert lassen zu sollen; nur hie und da ist der Ausdruck schärfer und klarer gefaßt und sind kleine, bedauerlicherweise in der ersten Auflage stehengebliebene Irrtümer beseitigt worden.

Möge denn auch bei seinem zweiten Ausgang das Büchlein seinen Weg zu solchen finden, die eine feste Begründung „der Hoffnung, die in uns ist," begehren, und ihnen helfen, dieser Hoffnung gewisser zu werden.

Posen, Januar 1911. **Blau.**

Inhalt.

Seite

1. Gibt es ein Jenseits? 1. Petri 1, 3—9 1
2. Das Rätsel des Todes. Röm. 5, 12—18 11
3. Das Geheimnis des Lebens. Luk. 20, 37. 38 23
4. Zwischen zwei Welten. Luk. 16, 19—31 31
5. Die Entwicklung der Seele im Jenseits. 1. Petri 3, 18—20 . . 44
6. Die Auferstehung der Toten. 1. Korinth. 15, 35—49 56
7. Vor dem Richtstuhl Christi. 2. Korinth. 5, 10 70
8. Verdammnis oder Wiederbringung? 1. Korinth. 15, 25—28 . . 79
9. Die Seligkeit der Seligen. Offenb. Joh. 21, 3—5a 89
10. Ewigkeitsmenschen. Matth. 22, 23—30 99

Anhang. Ist Christus wirklich auferstanden? 111

I.

Gibt es ein Jenseits?

1. Petri 1, 3—9. Gelobt sei Gott und der Vater unsres Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten, zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das behalten wird im Himmel euch die ihr aus Gottes Macht durch den Glauben bewahrt werdet zur Seligkeit, welche bereitet ist, daß sie offenbar werde zu der letzten Zeit. In derselbigen werdet ihr euch freuen, die ihr jetzt eine kleine Zeit, wo es sein soll, traurig seid in mancherlei Anfechtungen, auf daß euer Glaube rechtschaffen und viel köstlicher erfunden werde, denn das vergängliche Gold, das durchs Feuer bewähret wird, zu Lob, Preis und Ehre, wenn nun offenbaret wird Jesus Christus, welchen ihr nicht gesehen und doch lieb habt und nun an ihn glaubt, wiewohl ihr ihn nicht sehet, und werdet euch freuen mit unaussprechlicher und herrlicher Freude und das Ende eures Glaubens davonbringen, nämlich der Seelen Seligkeit.

Eine bekannte Erzählung berichtet: Zu einem alten Manne kam einst hocherfreut ein Jüngling und rief ihm zu: Freue dich mit mir! Endlich hat mein Oheim seine Einwilligung gegeben, ich darf die hohe Schule besuchen und Rechtsgelehrter werden. Gut, erwiderte jener, nun mußt du fleißig lernen, aber was dann? Dann werde ich meine Prüfungen bestehen und meinen Beruf antreten. — Und dann? fragte der Alte weiter? Dann werde ich ein wohlhabender Mann werden und mir ein Weib nehmen und meinen Hausstand gründen. Und dann? Dann werde ich meine Kinder aufziehen zu tüchtigen Menschen. Und dann? Dann werde ich mich zur Ruhe setzen

und ein glückliches Alter genießen. Und dann? Ja, dann freilich, dann muß ich auch einmal sterben. Und dann? rief der Alte noch einmal, faßte ihn an beiden Händen und sah ihm tief in die Augen, mein Sohn — und dann?

Ja, dies „Und dann?" ist die große Frage, die sich vor uns erhebt, wenn wir unser Leben bis ans Ende durchdenken. Sie hat je und je die Menschen beschäftigt und wird sie beschäftigen, solange der Tod seine undurchdringlichen Schatten über die Ausgänge eines Menschenlebens breitet. Und auf diese Frage suchen wir die Antwort in Gottes Wort.

Freilich alle Fragen nach dem Wie und Was jener Welt, die hinter und über aller Zeit liegt, hätten keinen Sinn und Zweck, wenn diese ganze Welt des Jenseits nur Traum und Trug wäre und nicht Wirklichkeit; sie haben keinen Wert und keine Bedeutung für Menschen, die an ein ewiges Leben nicht glauben. Und der Schein spricht ja wirklich nicht für das Vorhandensein einer jenseitigen Welt. Aus ihr ist noch nie ein Mensch gekommen, uns von ihr zu erzählen; ihre Wirklichkeit hat noch nie jemand erfahren. Dagegen erhebt die Wissenschaft weithin den Anspruch, zu beweisen, daß alles Leben sich nur im Diesseits abspielt. Darum ist die erste aller Fragen, die eine Antwort heischt: Ist überhaupt jene Welt für uns eine Wirklichkeit? Gibt es ein Jenseits?

Man hat zur Bejahung dieser Frage hingewiesen auf das einmütige Zeugnis aller Religionen von der Unsterblichkeit der Seele und der Fortdauer des Lebens jenseits des Todes. Die Vorstellung vom Hades bei den Griechen oder von der Walhalla bei unseren germanischen Vorfahren, die Lehre von der Seelenwanderung im älteren Brahmanismus und der Ahnendienst bei den mongolischen Völkern, die Phantasien der Indianer von den ewigen Jagdgründen und die Verheißungen des Islams von den Wonnegärten des Jenseits, sie alle stimmen zusammen in dem auch bei den niedrigsten Naturvölkern sich findenden Glauben an ein jenseitiges Dasein. Aber das hat nur wenig Beweiskraft; es gibt doch auch Irrtümer, die das Gemeingut vieler Menschen sind; eine Vorstellung wird noch nicht dadurch als Wahrheit

ausgewiesen, daß sie von vielen geteilt wird. Und was sollte man als überzeugungskräftigen Beweis der Behauptung entgegensetzen, daß die Vorstellung eines Jenseits nur von den Menschen erfunden sei zum Trost für die Misère des diesseitigen Lebens, oder gar von den Priestern ausgedacht, um ihren Forderungen an die Menschen durch Drohung ewiger Strafen oder Verheißung ewigen Lohnes den nötigen Nachdruck zu geben? Hier versagen selbstverständlich alle Versuche des Beweises. Auch philosophische Beweise würden ihren Zweck verfehlen. Man hat auch sie zu führen versucht, man hat aus der Idee der Vollkommenheit den Schluß gezogen, daß sie auch in Wahrheit existieren müsse; eine Vollkommenheit, der die Eigenschaft der Wirklichkeit fehlte, wäre ja unvollkommen, da sie aber im Diesseits nicht vorhanden sei, so müsse sie in einem Jenseits ihre Verwirklichung finden. Man hat auf Grund der Gerechtigkeit in der sittlichen Weltordnung gefordert, daß es für die Mißverhältnisse, in denen hier das Tun der Menschen zu ihrem Ergehen steht, eine ewige Ausgleichung geben müsse, wo ein jeder nach Verdienst Lohn oder Strafe empfängt. Aber was sind diese Verstandesbeweise für ein zweifelndes, für ein kummervoll mit seinen Fragen am offenen Grabe oder im Angesicht des Todes stehendes Menschenkind? Glauben und Hoffen sind mehr als Verstandessache. Darum lassen sie sich auch nicht auf Verstandesbeweise bauen, seien sie auch noch so geistreich und schlagend.

Wir stellen uns als Christen vor die Frage nach dem Jenseits und suchen sie uns zu beantworten auf Grund der in Jesu Christo der Welt gewordenen Offenbarung. Und wir finden das Ja auf diese Frage für unsern Glauben allein in Jesus Christus selbst, der uns Bürge und Zeuge für die Wirklichkeit einer jenseitigen Welt ist als Träger, als Mittler, als Vollender des ewigen Lebens.

Es ist darum ganz richtig, wenn Petrus die Ewigkeitshoffnung der Christen gründet auf die Person Jesu Christi selbst; wohlgemerkt nicht auf irgend eine Lehre oder eine Aussage Jesu, sondern auf die Tatsachen seines persönlichen Lebens: Gelobt

sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der uns wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten. Christus selbst ist uns Bürge des Jenseits, weil in ihm selbst die jenseitige Welt Wirklichkeit geworden ist. Aus diesem Jenseits, aus einem Dasein jenseits aller kreatürlichen, irdischen Art stammt das Leben in ihm; ob er bezeugt, daß er ausgegangen sei vom Vater, oder der Prophet von ihm schreibt, daß sein Ausgang sei von Anfang und von Ewigkeit her gewesen, ob Nikodemus ihn nennt den Meister von Gott gekommen, oder der Glaube ihn bekennt als wahrhaftigen Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, es ist überall die gleiche Vorstellung: daß das Leben, das in Jesu pulsierte, nicht von unten stammt, sondern von oben, nicht aus dem Diesseits erklärt werden kann, sondern in seinen letzten Wurzeln ruht in einer jenseitigen Welt, deren Art sich von der diesseitigen unterscheidet wie Heiligkeit von Sündhaftigkeit, wie Reinheit von Befleckung, wie Macht von Ohnmacht, wie Liebe von Selbstsucht, wie Wahrheit von Irrtum, wie Geist vom Fleisch; denn jene jenseitige Welt ist die Welt Gottes, die Welt des ewigen Geistes. Und wo uns Spuren des Geistes in der diesseitigen Welt begegnen, da sind die Zeugnisse für die Wirklichkeit einer höheren Welt, die in keinem andern in so vollkommener Weise in diese untere Welt hineingeragt hat als in der Person Jesu Christi selbst. Darum, weil sein ganzes Sein und Leben uns erfüllt erscheint von den Kräften einer jenseitigen Welt, darum ist uns ihre Wirklichkeit gewiß.

Denn dieses ewige himmlische göttliche Leben ist nicht nur der Grund, in dem seine Wurzeln ruhen, es ist der Inhalt seines ganzen zeitlichen Lebens. Jesus war nicht nur vom Himmel, er lebte auch, obgleich auf Erden wandelnd, im Himmel; er bewies den Menschen seiner Zeit und aller Zeiten die Wirklichkeit eines Jenseits damit, daß er aus diesem Jenseits täglich seine Kräfte nahm; sein Leben ist Erfüllung seiner Verheißung: Von nun an werdet ihr den Himmel offen sehen und die Engel Gottes hinauf und hinabfahren auf des

Menschen Sohn; sein Leben ist ein beständiges Atmen in Gott und Ewigkeit; sein Leben ist wie ein Transparent, in dem überall die Ewigkeit durch die Hülle seiner zeitlichen Erscheinung hindurchschimmert. Was sind seine Wunder, was ist seine Verklärung, was sind seine Wirkungen auf Menschenseelen anders, als ein stetes Durchbrechen dieser Jenseitigkeit seines Lebensgrundes durch die Diesseitigkeit seines natürlichen Daseins? Darum haben wir, so oft wir vor ihn hintreten, das Empfinden, daß uns aus seinen Worten, seinen Werken, seinem Wandel etwas Überirdisches grüßt, etwas Überzeitliches, etwas Jenseitiges, etwas Ewiges uns anweht.

Und wie aus dem Jenseits dies Leben stammt, wie es im Jenseits täglich wurzelt, so kann es ja auch nur zum Jenseits gerichtet sein. Wiederum verlasse ich die Welt und gehe zum Vater —, das ist die Richtung seines Lebens. Nirgends ein nur diesseitiges Lebensziel, nirgends ein Gerichtetsein auf zeitliches, vergängliches Gut, nirgends ein Zufriedensein mit Wirkungen, die sich im Diesseits erschöpfen. Ob er von der Aufrichtung seines Reiches redet oder von seiner Erscheinung am jüngsten Tage, ob er seinen Jüngern ewiges Leben verheißt oder sie über die irdische Welt weist auf bleibende himmlische Güter, überall zeigt der Kompaß seines Lebens auf das Jenseits — und es ist nur selbstverständliche Vollendung dieses Jenseitigkeitslebens in ihm, wenn sein Weg nicht im Grabe endet, sondern in der Auferstehung. Viele sagen, seine Auferstehung sei ein Wunder; nein, sie ist für ihn etwas durchaus Selbstverständliches; ein Wunder wäre es nur, wenn Jesus, der Sohn des lebendigen Gottes nicht auferstanden, sondern im Grabe geblieben wäre. Darum weist Petrus auf diesen Schlußstein, auf dieses Siegel der Jenseitigkeit des Lebens Jesu insonderheit hin, indem er unsre Christenhoffnung auf die Auferstehung Jesu Christi von den Toten gründet. Aber auch hier ist die Hauptsache nicht, daß Christus auferstanden ist, sondern daß Christus auferstanden ist, d. h. die Person Christi ist es, die seine Auferstehung erklärt und ihr jene grundlegende Bedeutung für unser Glauben und Hoffen bietet. Wir müssen

uns das klar machen in der Erwägung, daß den Israeliten doch das Jenseits zwar eine Hoffnung, aber keineswegs eine Gewißheit war. Im Alten Testament finden wir wohl die Vorstellung eines Totenreichs, aber das Totenreich hat etwas Schattenhaftes, Schauerliches; im Tode gedenkt man deiner nicht, spricht der Psalmist, wer will dir in der Hölle danken? Und in der Tat, ein bloßes schattenhaftes Dasein ohne Ende ist nichts, darauf man sich freuen könnte; daher das Todesgrauen auch der Frommen in Israel. Und dennoch finden wir hernach in der ersten Christenheit die Ewigkeitserwartung umgewandelt in eine fröhliche Hoffnung. Das hat seinen Grund in der Erfahrung der Lebensfülle dieses Jenseits, wie sie in Christo erschienen; das hat seinen Grund in der Tatsache, daß Jesus wie selber Träger, so auch für uns Mittler dieses ewigen Lebens geworden ist.

Denn auch das Leben, das Jesus in den Seinen wirkt, trägt an sich das Gepräge der Jenseitigkeit. Man darf das Diesseits und das Jenseits doch nicht einfach wie zwei Gegensätze trennen; im Jenseits vollendet sich, was im Diesseits begonnen; und „für wen das wahrhaftige Leben nicht schon hier auf Erden anfängt, für den", sagt Vinet, „wird es niemals anfangen". Der Apostel Petrus schildert daher auch das Christenleben als ein Leben, in dem schon hier das Jenseits sich als wirksam erweist. Petrus ist mit Recht der Apostel der Hoffnung genannt worden; in seinen Briefen ist alles auf diese Christenhoffnung zugespitzt. Aber diese Hoffnung erscheint nicht als ein Phantom, dem man nachjagt, sondern als eine Kraft, die das ganze diesseitige Leben bestimmt, heiligt, verklärt. Von Christenmenschen gilt es: sie wandeln auf Erden und leben im Himmel. Petrus nennt sie solche, die durch den Glauben aus Gottes Macht bewahret werden zur Seligkeit welche bereitet ist, daß sie offenbar werde zu der letzten Zeit. Dies selige Jenseits ist des Christen Lebensziel, wie es in seiner Wirklichkeit ihm durch Christus verbürgt ist; und im Blick auf dieses Ziel wird das ganze Leben eines Christen ein Lauf ums Kleinod, ein „Streben nach dem Leben,

wo ich selig bin". Mag es hier nur ein Leben des Glaubens sein, eines Glaubens, der nicht schaut, aber gewisse Zuversicht dessen ist, das man hofft, und nicht zweifeln an dem, das man nicht sieht — ‚des Glaubens Ende, sein Ziel, das worin er sich vollendet, ist der Seelen Seligkeit, ein ewiges Errettetsein für ein jenseitiges Leben. Mag dieses Leben uns jetzt eine kleine Zeit, wo es sein soll, traurig machen in mancherlei Anfechtung — ‚das eben ist des Christenlebens Überweltlichkeit und Jenseitigkeit auch im Staube, daß es Freude ist mitten im Leide, Trost mitten in der Trübsal, Kraft bei aller Schwachheit, Sieg mitten in allem Kampf, so daß der Glaube rechtschaffen und viel köstlicher erfunden wird, denn das vergängliche Gold, das durchs Feuer bewährt wird. Und wenn es für uns einen Beweis für die Wirklichkeit eines Jenseits gibt, so ist es der, daß wir in Christo, im Glauben an ihn, im Frieden durch ihn, in der Kraft bei ihm etwas schmecken von Kräften einer unsichtbaren ewigen Welt, von Kräften, die nicht aus dem Diesseits stammen, sondern aus dem Jenseits eines ewigen, göttlichen, himmlischen Lebens. Dies selige Jenseits ist des Christen Lebenskraft. Wenn jemand behauptet, daß das Blicken auf den Himmel untüchtig für die Erde, das Hoffen auf die Ewigkeit unbrauchbar für die Zeit macht, so muß er nie im Leben große Ideale gehabt haben; er würde sonst wissen, daß nichts so die Kräfte zu sammeln, das Streben zu spannen, die größten Hindernisse zu überwinden geeignet ist, als der Blick auf ein hohes Ziel, dessen Erreichung der Mühe und des Schweißes wert erscheint. In der Tat, von diesem Jenseitsziel unsers Christenlebens fällt erst ein helles Licht auf alle seine diesseitigen Aufgaben. Und das Leben im Diesseits wird um so ernster, je mehr wir uns dessen bewußt bleiben, daß sein Strom einmal im Meer der Ewigkeiten mündet. Wenn aber dieses Ziel unser Leben höher hebt, so hat das darin seinen Grund, daß sein Inhalt doch auch weiter nichts und niemand anders ist, denn Christus, welchen wir nicht gesehen und doch lieb haben, und an den wir hier glauben, obwohl wir ihn nicht sehen,

den zu sehen, zu haben, zu genießen jene unaussprechliche herrliche Freude ist, auf die wir uns freuen. Christum gewinnen heißt doch eben etwas Ewiges, Jenseitiges gewinnen. Und schon unser Glaubensbesitz ist uns Gewähr für die Wirklichkeit des Jenseits; denn was wir im Glauben an Christo haben, liegt jenseits aller Zeit und aller Erdenschranke — ist ein ewiges Gut, freilich hier nur erst ein Vorschmack dessen, was sein wird.

Aber auch was sein wird, haftet an der Person Jesu Christi; er ist wie Träger und Mittler, so Vollender der jenseitigen Welt. Haben wir die Frage: Gibt es ein Jenseits? bis jetzt einmal deshalb bejaht, weil in Christo die Wirklichkeit einer jenseitigen Welt uns verkörpert erscheint, sodann deshalb, weil unser eigenes Christenleben uns Kräfte aufweist, die nicht von dieser diesseitigen Welt sind, so stellt uns der Apostel zuletzt noch im Geiste vor die Vollendung, indem er von einer lebendigen Hoffnung, einem unvergänglichen, unbefleckten, unverwelklichen Erbe spricht, das uns im Himmel bewahrt ist. Das sind alles Dinge, die in diesem Leben, in dieser Zeit sich nirgends finden, und die doch mit Sicherheit in der Linie der Vollendung des Werks liegen, das Jesus auf Erden begonnen hat. Ohne Jenseits wäre das Lebenswerk Jesu ohne Anfang und ohne Ende, ohne Wurzel und ohne Krone, wie es ohne Erklärung seines überweltlichen Inhalts bleiben müßte, ein unergründliches, unverständliches Rätsel. Und doch ist Jesus selbst Zeuge dafür, daß all sein Wirken und Schaffen nicht nur für diesen Zeitlauf bestimmt war. Denn sein Ziel ist doch überall die Erlösung der Welt von dem, was in dieser Zeit an ihr haftet. Wo wäre ein unverwelkliches Erbe zu finden in dieser Welt? Alles vergeht, was unsre Augen sehen; was sichtbar ist, das ist zeitlich; auch das Größte und Schönste, das Dauerhafteste und Stärkste, das Menschen schaffen, ist gezeichnet mit dem Zeichen des Todes und unterworfen dem Vergehen. Und dennoch ist unsre Bestimmung ein ewiges Erbe. Ein unbeflecktes Erbe — wo wäre es zu finden in einer Welt der Sünde? Alles, was

Menschen tun, auch ihr Heiligstes und Reinstes trägt den Stempel der Sünde an sich; unter den Menschen ist auch nicht einer, der ohne Schuld wäre; in Sünden sind wir geboren und in Sünden sterben wir dahin — und doch sind wir berufen zu einem unbefleckten Erbe, an dem kein Makel der Sünde mehr haftet. — Und endlich ein unvergängliches Erbe, wo ist es zu finden in einer Welt, in der alles dem Wechsel unterworfen ist? Alles um uns her kreist im beständigen Wechsel, der Tag wechselt mit der Nacht und der Sommer mit dem Winter, die Freude mit dem Leid und das Lachen mit dem Weinen — und es ist unser tägliches Klagen, daß nichts, nichts Bestand hat —, und doch sind wir berufen zu einem unvergänglichen Erbe.

Sollte Jesus mit seinem Erlösungswerk auf halbem Wege stehen bleiben können? Ist nicht diese Unvollkommenheit, diese Herrschaft der Sünde, des Wechsels, des Todes in der Welt eine sichere Bürgschaft für ein höheres, für ein jenseitiges Leben, in dem das Werk Jesu Christi seine Vollendung finden wird und muß? Ist nicht das Vorhandensein all dieser Schranken der Vollkommenheit eine Gewähr für die Wirklichkeit eines Lebens, in dem Jesus Christus die Vollkommenheit verwirklichen wird? Denn Jesus kann nicht gekommen sein, uns nur bis auf die Nebohöhe einer sehnsuchtsvollen Aussicht ins gelobte Land der Ewigkeit zu führen und dann zu sagen, daß es kein Weiteres gibt; wenn Jesus Christus in Wahrheit gekommen ist, Sünder selig zu machen, und doch hier diese Seligkeit nirgends voll und ganz gefunden werden kann, dann weist er uns damit auf ein Jenseits, in dem das Stückwerk aufhören und das Vollkommene Wirklichkeit werden wird.

Gibt es ein Jenseits? Ohne Jenseits ist Jesus Christus ein Rätsel, ist Christenleben eine Unmöglichkeit, ist die Vollkommenheit der Erlösung ein Traum. Darum ist uns Christus selbst Bürge der jenseitigen Welt, die wir hier schon im Glauben schmecken, dereinst im vollendeten Schauen haben sollen. Das ist uns Freude. Für den Glauben ist Ewig-

keit nicht mehr ein Donnerwort, sondern ein Freudenwort; nicht mehr ein Grauen, sondern ein seliges Hoffen. Und wir wallen fröhlich durch das Diesseits mit all seinen Nöten, seinen Kämpfen, seinen Unvollkommenheiten. Denn wir wallen einem herrlichen Ziel entgegen — dem Ziele einer jenseitigen Welt. Amen.

II.

Das Rätsel des Todes.

Röm. 5, 12—18. Derhalben, wie durch Einen Menschen die Sünde ist gekommen in die Welt und der Tod durch die Sünde und ist also der Tod zu allen Menschen hindurchgedrungen, dieweil sie alle gesündiget haben; denn die Sünde war wohl in der Welt bis auf das Gesetz, aber wo kein Gesetz ist, da achtet man der Sünde nicht; doch herrschte der Tod von Adam an bis auf Mose auch über die, die nicht gesündigt haben mit gleicher Übertretung wie Adam, welcher ist ein Bild des, der zukünftig war. Aber nicht hält sichs mit der Gabe wie mit der Sünde, denn so an Eines Sünde viele gestorben sind, so ist vielmehr Gottes Gnade und Gabe vielen reichlich widerfahren durch die Gnade des einigen Menschen Jesu Christi. Und nicht ist die Gabe allein über Eine Sünde, wie durch des einigen Sünders einige Sünde alles Verderben. Denn das Urteil ist kommen aus Einer Sünde zur Verdammnis; die Gabe aber hilft auch aus vielen Sünden zur Gerechtigkeit. Denn so um des Einigen Sünde willen der Tod geherrscht hat durch den Einen, vielmehr werden die, so da empfahen die Fülle der Gnade und Gabe zur Gerechtigkeit, herrschen im Leben durch Einen, Jesum Christ. Wie nun durch Eines Sünde die Verdammnis über alle Menschen kommen ist, also ist auch durch Eines Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen kommen.

Wenn uns Jesus Christus Bürge für die Wirklichkeit einer jenseitigen Welt im Glauben ist, so können wir doch nicht leugnen, daß es eines hohen Maßes von Glauben, von bedingungsloser Hingabe an den Herrn, sein Wort und sein Werk, von zuversichtlichem Vertrauen auf die Wahrheit seiner Verheißung und die Geltung seines Versöhnungstodes bedarf, um diese Überzeugung festzuhalten. Denn es ist schlechter-

dings, abgesehen von jenen oben angeführten Tatsachen, unsrer inneren Erfahrung nirgends im Bereiche der sichtbaren und unsrer Wahrnehmung erreichbaren Welt auch nur eine annähernde Analogie, auch nur ein Schimmer von Beweis für das Vorhandensein dieses Jenseits zu finden. Im Gegenteil, wir sehen überall die Vernichtung des Lebens, die Zerstörung und Verwesung der stofflichen Welt, das Aufhören jeder Lebensäußerung im Augenblick des Todes. Darum — hier liegt das Hindernis der Jenseitigkeitshoffnung: die millionenfache Erfahrung der Wirklichkeit, der grauenvollen, schreckensreichen Wirklichkeit des Todes scheint ihr schnurstracks zu widersprechen.

Wir brauchen nur das Wort Tod auszusprechen — und eine ganze Welt voll Trauer und Grauen liegt vor unsern Blicken. Täglich fast stehen wir in Berührung mit ihr. Wir wissen mit Bestimmtheit, daß auch wir selbst dem Tode unsern Tribut werden zahlen müssen. Nichts ist uns selbstverständlicher und alltäglicher als das Sterben — und doch schaudern wir vor ihm, und doch ist es uns das Unbegreiflichste, das wir kennen. Confucius, von seinen Jüngern nach der Lösung dieses Rätsels gefragt, hatte die Bescheidenheit zu sagen: Die Welt der Lebenden kenne ich nicht, wie sollte ich die Welt der Toten kennen? So wird der Tod allzeit ein für unser Verstehen unbegreifliches Rätsel bleiben.

Und doch fällt aus dem Wort Gottes auch in dieses Dunkel ein Schimmer des Lichts, der uns zwar nicht das Geheimnis aufklärt, aber doch den Weg durch dies Dunkel hindurch erhellt. Und im Lichte der Offenbarung, wie sie uns in Jesu Christo aufgegangen ist, werden wir den tiefen Ernst des Todes verstehen und den Schrecken des Todes überwinden lernen.

Auch für eine Welt, die Christus vom Tode erlöst hat, bleibt doch der Ernst des Todes bestehen; ja hier erst wird er in seiner ganzen Tiefe begriffen. Es ist eine allgemeine aber ziemlich oberflächliche Anschauung vom Tode, die ihn lediglich als einen Naturvorgang ansieht, als eine gesetzmäßige Naturnotwendigkeit, der nun einmal alles Bestehende, Kreatürliche unterworfen sei. Das heißt doch eigentlich nur das Un-

vermeidliche anerkennen und das große Fragezeichen, das Warum des Todes umgehen. Denn es ist doch keineswegs natürlich und selbstverständlich, daß unser Weg im Tode endet, mögen wir uns auch hundertmal daran gewöhnt haben, es als selbstverständlich anzusehen. Es ist lediglich die Macht der Gewohnheit, die uns das Sterben als natürlich erscheinen läßt. Wäre es uns etwas so durchaus Natürliches, so wäre nicht abzusehen, warum wir dann trauern um die Toten, warum wir dann zittern vor dem eigenen Sterben. Und es ist doch allgemeine Erfahrung, daß die Menschen ohne Christus, wie Ebr. 2, 15 sagt, durch Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte sein müssen. Wir brauchen uns nur umzusehen in der Heidenwelt; unsre Missionare bezeugen es einstimmig, daß der Tod den Heiden ein König der Schrecken ist, daß sie im Sterben dämonische Einflüsse sehen, daß es ihrer Meinung nach nicht mit rechten Dingen zugeht, wenn jemand stirbt; sie empfinden es als etwas Unnatürliches, Naturwidriges. Und wir selber können uns nicht an den Tod gewöhnen; wir werden nie das Gefühl los, daß er eigentlich nicht sein müßte, nicht sein dürfte, daß er ein Fremdkörper im Blut der Menschheit ist, der nicht ihr selbst entstammt und zugehört.

Und das eben bezeugt uns die Schrift als ein durchaus richtiges Empfinden, wenn sie uns lehrt, daß der Tod etwas ist, was erst in die Welt gekommen ist, etwas, was nicht unmittelbar und selbstverständlich mit dem Schöpferwillen Gottes gegeben war: Wie durch einen Menschen die Sünde ist kommen in die Welt und der Tod durch die Sünde, und ist also der Tod zu allen Menschen hindurchgedrungen, dieweil sie alle gesündigt haben. Das ist für den Standpunkt des christlichen Glaubens der tiefe Ernst des Todes, daß er bekennt: Der Tod ist der Sünde Sold. Paulus weist in diesem Wort auf den Urzustand des Menschengeschlechts zurück. Es gab keinen Tod, — nämlich für den Menschen —, solange es keine Sünde gab. Man beruft sich ja freilich vom Standpunkt der Entwicklungslehre darauf, daß schon Milliarden von Lebewesen gestorben seien, ehe überhaupt

der erste Mensch seinen Fuß auf die Erde setzte, und die fossilen Überreste aus Zeiten, die noch keines Menschen Auge auf unserm Planeten erblickt hat, beweisen dies mit Sicherheit. Aber es gehört die ganze Sentimentalität unsers vom Buddhismus angekränkelten Zeitalters dazu, um einfach Mensch und Tier und Pflanze als gleich gottbeseelt auf eine Stufe zu stellen. Während man auf der einen Seite den Menschen zum Tier erniedrigt, indem man ihn zum höchstorganisierten Abkömmling einer in zweiundzwanzig Gliedern bis auf die einfachste Monere zurückreichenden Tierstammbaums erklärt, erhöht man anderseits das Tier zum Menschen, indem man von einer Seele des Tieres redet und ihm geistige Eigenschaften und Fähigkeiten andichtet, die in Wirklichkeit mit den Vorgängen menschlichen Selbstbewußtseins nichts zu tun haben. Man soll gewiß Tierschutz üben, aber nur nicht weil das Tier „auch eine Seele" hat, sondern weil es ein Geschöpf Gottes ist und weil alle Tierquälerei Roheit des Gemüts ist; man kann gewiß Vegetarianer sein — etwa, weil es dem einen oder andern gesundheitlich zuträglich ist, aber nur nicht aus religiösen Gründen. Das ist buddhistisch gedacht, (denn für den Buddhismus ist das Tier wie der Mensch und nicht weniger als er Träger des göttlichen Lebens, der Weltseele), aber nicht christlich; denn für den Christen ist zwischen Tier und Mensch eine unüberbrückbare Kluft, wie sie das Schöpfungswerk Gottes bezeichnet mit dem Ausdruck: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde — nur den Menschen. Mag darum für alle untermenschliche Kreatur der Tod durchaus selbstverständlich und natürlich sein, mag er in der Pflanzen- und Tierwelt geherrscht haben, lange ehe der Mensch geschaffen ward — für den Menschen und die Menschenwelt ist der Tod ein Fremdling, ein Fluch seiner Sünde. Man könnte allerdings der Anschauung, daß der Tod etwas für die untermenschliche Kreatur selbstverständliches sei, die Stelle Röm. 8, 19—22 entgegenhalten. Hier redet Paulus davon, daß die Kreatur unterworfen sei der Eitelkeit und ihrer Befreiung harre. In der Erinnerung an das ursprüngliche Urteil Gottes über seine

Schöpfung, nach dem sie sehr gut war und an die Verfluchung des Ackers um der Sünde Adams willen versteht man diese Stelle zumeist dahin, daß erst durch des Menschen Sündenfall der Tod in die Schöpfung überhaupt gekommen sei. Diese Ansicht geht doch vielleicht über den Text hinaus trotz der poetischen Fassung, die ihr der Dichter Schlegel gegeben hat. Wenn Gott seiner Schöpfung das Zeugnis ausstellt, daß sie gut sei, so wird sie damit selbstverständlich nicht als absolut vollkommen bezeichnet, denn das ist nur Gott, wohl aber als in ihrer Weise vollkommen, als zweckentsprechend. Das schließt den Tod nicht aus, wenn dieser zu der Bestimmung der vergänglichen Kreatur überhaupt gehört. Daß aber Gott die Kreatur der Vergänglichkeit unterworfen hat, wird im Text nirgends als durch den Sündenfall des Menschen bedingt angedeutet, sondern wird ohne weiteres als der von Gott über sie verhängte und durch eine einmalige Tat Gottes verwirklichte Zustand bezeichnet; denn der sie unterworfen hat ist nicht der Mensch, sondern Gott. Auch der künftige Vollendungszustand der Kreatur, wie ihn Paulus für sie erhofft, fordert nicht einen Vollkommenheitszustand am Anfang; denn einmal ist nirgends von einer Wiederherstellung, d. h. einem Zurückführen auf einen früheren Standpunkt, sondern nur von einem Freiwerden aus dem Geknechtetsein die Rede, sodann aber ist überhaupt die Erlösung kein einfacher Kreislauf ohne Ende, sondern überall wird durch sie, was erlöst wird, auf eine höhere Stufe erhoben, als es vordem inne hatte; auch wir Menschen werden durch sie nicht nur in den paradiesischen Zustand der Unschuld zurückversetzt, die doch die Möglichkeit der Sünde nicht ausschließt, sondern zu einer vollkommenen Gemeinschaft mit Gott erhoben. So ist auch die Freiheit vom Tode und von der Vergänglichkeit zwar das Ziel, aber nicht der Urzustand der Kreatur. Mag immerhin zuzugeben sein, daß durch die Sünde des Menschen das Sterben der Kreatur in seiner Qualität verändert ist — wie als Fluch der Sünde auch nicht die Arbeit selbst, wohl aber ihre Mühsal und Erfolglosigkeit erscheint, — mag es beklagenswerte Tatsache sein, daß

der Mensch nicht nur die Kreatur zwecklos und grausam tötet, sondern auch durch seine Kulturfortschritte ihr die Lebensbedingungen vermindert — welche Verwüstung richtet z. B. in der Vogelwelt nicht nur der Vogelfang in südlichen Zonen, sondern auch die Trockenlegung von Sümpfen, die Rodung von Wäldern usw. an — mag so durch den sündigen Menschen das Antlitz des Todes in der Kreatur schärfere, härtere, häßlichere Züge erhalten haben, hier ist er ursprünglich natürlich und berechtigt, für den Menschen ist er von Gott ursprünglich nicht gewollt.

Denn wenn inmitten des Paradieses der Baum des Lebens und den ersten Menschen der Zugang zu diesem Baum des Lebens offen stand, unverwehrt und unverboten, so ist der Sinn dieser Erzählung doch der, daß dem aus Gottes Schöpferhand hervorgegangenen, nach des ewigen und unsterblichen Gottes Bilde geschaffenen Menschen die Möglichkeit des ewigen Lebens, der Unsterblichkeit gegeben war. Und wenn die Sagen der Völker von ihren Urvätern als Halbgöttern und Riesen reden, wenn die Geschichte der Patriarchen der Schrift ein allmähliches Sinken der Jahresziffern des menschlichen Lebens von 930 Jahren Adams bis zu 175 Jahren Abrahams verzeichnet, was ist der Sinn dieser eben doch auf uralter Menschheitserinnerung ruhenden Vorstellung, wenn nicht damit gesagt sein soll, daß es die Sünde ist, die am Lebensmark der Menschheit zehrt und sie dem Tode immer näher bringt? Es ist die durchgehende Anschauung der Schrift, daß Gott selbst Inhaber und Geber alles, auch des kreatürlichen natürlichen Lebens ist, daß daher Leben nur in seiner Gemeinschaft zu finden ist; jede Trennung aber von ihm, dem Lebensquell, zieht selbstverständlich eine Verminderung des Zuflusses an Lebensenergie nach sich — Sünde aber ist Trennung von ihm. Darum hat die erste Sünde des ersten Menschen die Austreibung aus dem Paradiese der vollen Gottesgemeinschaft, d. h. die Scheidung von dem Baum des Lebens nach sich gezogen. Darum tritt mit der Sünde zugleich der Tod auf den Plan, und in dem Urteil Gottes über Adams

Sünde: Du bist Staub und sollst wieder zum Staube werden, ist die Menschheit, nach dem Bilde Gottes geschaffen, trotz ihres ewigen Ursprungs, trotz ihres ewigen Ziels hingegeben in das Los der untermenschlichen Kreatur, wie sie zu sterben, zu verwesen, zu vergehen im Erdenstaube.

Die Menschheit, die ganze Menschheit; denn der Zusammenhang zwischen Sünde und Tod ist nun ein Gesetz, ein Naturgesetz geworden; der Tod ist zu allen hindurchgedrungen, dieweil sie alle gesündigt haben. Es ist allgemeines Menschenlos. Freilich darf man den Zusammenhang nicht so denken, als ob in jedem einzelnen Fall der Tod der Sünde folge; der Mensch nimmt nicht als einzelnes mehr oder minder schwer sündigendes Individuum, sondern als Glied der sündigen Menschheit an diesem Todeslose teil. Von Sünde im eigentlichsten Sinn als Abfall von dem lebendigen Gott und Auflehnung gegen seinen bekannten und gewußten Willen kann nach der Lehranschauung Pauli eigentlich erst und nur die Rede sein im Geltungsbereich des Gesetzes Gottes, wie es durch Moses gegeben war. Wo kein Gesetz ist, sagt er hier, da achtet man der Sünde nicht. Die Kraft der Sünde, sagt er in 1. Kor. 15, ist das Gesetz. Wer Röm. 7 kennt, weiß, wie er es meint: erst am göttlichen Gebot kann der freie Wille sich zu Gehorsam oder Ungehorsam entscheiden, und erst wo freie Selbstbestimmung ist, kann man von sittlichem Verhalten sprechen. Aber es gibt auch Sünde im weiteren Sinn, ein Handeln gegen das ungeschriebene Sittengesetz des Gewissens. Darum war die Sünde tatsächlich auch wohl in der Welt schon bis auf das Gesetz, und obgleich sie hier noch nicht den Charakter voller Entscheidung gegen Gottes Willen haben konnte, doch herrschte der Tod von Adam an bis auf Mose auch über die, die nicht gesündigt mit gleicher Übertretung wie Adam, dessen Sünde, wie später die der Gesetzeskenner, Auflehnung gegen Gottes Gebot war. Darum nehmen an dem Todeslose eben alle teil, auch die nicht, wie Israel, das Gesetz hatten und Gottes Willen kannten. Ja, Sünde ist überhaupt nicht nur eine einzelne

Tat des einzelnen Menschen. Was Paulus mit dem Ausdruck, daß durch einen Menschen die Sünde gekommen sei in die Welt, sagen will, ist doch dies, daß seit und durch Adams Sünde vermöge des Naturzusammenhangs aller Menschen mit ihrem Stammvater die Sünde ein naturhaftes Erbe für alle ist. Darum nehmen am Todesloose auch teil, die noch nicht mit Bewußtsein Sünde getan; für das Urteil der Schrift ist auch das neugeborene Kind von dem Eintritt ins Leben an mit teilhaftig der von der Sünde verdorbenen Menschennatur. Und es gehört mit zu der Bestätigung biblischer Wahrheit durch die Fortschritte menschlicher Wissenschaft, daß nicht nur in Kant die Philosophie die Erbsünde als das „radikale Böse" anerkannt hat, sondern auch die Naturforschung die erbliche Belastung nicht allein mit körperlichen Gebrechen, sondern auch mit sündlichen Neigungen und sittlichen Mängeln als eine unleugbare Tatsache festgestellt hat. Darum ist eben der Mensch als Mensch, als sündig geboren, auch dem Todesloose unterworfen von Geburt an. Und der Zusammenhang zwischen Sünde und Tod ist ein undurchbrechbares Gesetz nicht sowohl für den einzelnen Menschen, als vielmehr für die Gesamtheit des Menschengeschlechts, für den Einzelnen nur, weil und soweit er diesem als sein Glied angehört. Darum nehmen am Todesloose der Menschheit auch die Gerechten teil, auch die Frommen, deren Leben weniger befleckt von Sünde war, als das der Ungerechten. Im Tode sind alle gleich.

Das ist der furchtbare Ernst des Todes, daß er ein Fluch der Sünde ist, den wir alle tragen und teilen müssen, gleichviel in wie großem oder geringem Maße wir an der Sündenschuld der gesamten Menschheit unsern persönlichen Anteil haben. Das liegt an der gliedlichen Zusammengehörigkeit der Menschheit, vermöge derer, wenn ein Glied leidet, alle Glieder mit leiden müssen. Und nichts schließt so eng die Menschen zusammen wie die Gemeinsamkeit dieses Todesloses: alle Menschen müssen sterben, alles Fleisch vergeht wie Heu.

Und nun verstehen wir auch, warum uns vor dem Tode schaudert: der Stachel des Todes ist die Sünde. Es ist das

unwillkürliche Empfinden, daß der Tod nicht eigentlich zu uns gehört, daß er ein Fluch ist, daß er durch die Sünde zu uns gekommen ist und uns alle knechtet wie ein Tyrann. Und der Schrecken des Todes wird um so größer sein müssen, je größer die Schuld der Sünde ist, die wir tragen. Denn je mehr Sünde, um so mehr müssen wir den Tod als verdiente persönliche Strafe empfinden — je reiner unser Gewissen aber, um so mehr werden wir das Bewußtsein haben, in ihm nur unsern Tribut an das allgemeine Schicksal unseres Geschlechts zu zahlen. Ein gut Gewissen, wir sagen lieber, ein durch Jesum Christum versöhntes Gewissen ist auch das beste Ruhekissen für unser letztes Stündlein.

Und hierin liegt zugleich der Weg uns vorgezeichnet zur Überwindung der Schrecken des Todes. Paulus stellt dem ersten Adam in unserm Text den zweiten Adam Christus gegenüber. Zwischen beiden zieht er eine Parallele: durch Adam ist die Sünde und in ihrem Gefolge der Tod zu allen Menschen gekommen, durch Jesus Christus das Leben und die Gerechtigkeit. Aber während jener Entwicklungsprozeß des Todes sich auf natürlichem Wege von Generation zu Generation vollzieht, ist die Gabe des Lebens durch die Gnade des einigen Menschen Jesus Christus verursacht und vermittelt an alle, die an Ihn glauben; und während dort durch Eines Sünde der Tod alle erreicht, reicht hier die Gerechtigkeit des Einen über alle Sünden aller Menschen und macht sie zu Erben des Lebens. So ist Christus das Widerspiel Adams als Bringer und Vermittler des Lebens. Damit tritt in die Welt des Todes etwas Neues hinein, eine Tatsache, die dem Tode seine Schrecken und seine Macht nimmt. Auch Christus hat den Zusammenhang zwischen Sünde und Tod geschmeckt, wenn anders sein Tod Fluch der Weltsünde war. Wäre nicht der Tod der Sünde Sold, so könnte auch nicht Christi Tod der Sünde Sühne sein. Nur wenn zwischen Sünde und Tod ein Zusammenhang besteht, kann die Sünde den Tod hier nach sich ziehen und dort der Tod Christi in Beziehung zur Sünde der Welt stehen. Aber eben damit, daß er für uns gestorben

ist, hat uns Jesus Christus ein anderes, ein höheres, ein ewiges Leben geschenkt, das die Schrecken des Todes mehr denn aufwiegt. Gerecht geworden durch den Glauben haben wir Frieden mit Gott. Dem Christen, der an seinen Heiland glaubt, dem das Kreuz Jesu Christi Inhalt und Grund seines Glaubens ist, der triumphieren kann: Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja vielmehr, der auch auferweckt ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns, dem Christen hört damit der Tod auf, ein König der Schrecken zu sein. Ist der Tod in Wirklichkeit Strafe und Folge und Fluch der Sünde — nun, Christus, für uns gestorben, hat diese Strafe getragen; nun sind wir von ihr erlöst — nicht vom Sterben, nein, denn das bleibt unser naturhaftes Erbe, so gut wie die Sünde es bleibt, aber von der Strafe, dem Fluch, der in ihm liegt. Für uns ist der Tod nicht mehr furchtbar, denn er trägt, seit Christus ihn erduldet und seine Bitterkeit bis auf den letzten Tropfen ausgekostet, nicht mehr den Charakter der Strafe. Darum, weil der Stachel des Todes die Sünde ist, darum darf der Glaube mit Paulus triumphieren: Tod, wo ist dein Stachel? Darum darf der im Tode getrost sein, der seine Sünde getilgt weiß und seine Schuld vergeben durch des Lammes Blut. Darum kann Stephanus fröhlich sterben, weil er beten kann: Herr Jesu, nimm meinen Geist auf. Darum kann Paulus rühmen: Christus ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn! Das letzte Lied, das wir von Paul Gerhardt aus dem Jahre 1668 besitzen, ist ein Trostgedicht aus Anlaß des Todes eines frommen Mannes, der mit den Worten heimging: „Ich bin in Christo und Christus ist in mir." Das heißt des Todes Schrecken überwinden.

Es gibt mancherlei Art, dem Tode entgegenzusehen und entgegenzugehen. Es gibt ein Bangen vor dem Tode, das dem natürlichen Menschen selbstverständlich, doch dem Christen nicht ziemt. Es gibt ein schwächliches Verlangen nach dem Tode, eine müde Grabessehnsucht, die nach Erlösung aus dem Leibe dieses Todes sich sehnt — sie ist nie gesund, es ist etwas

Krankhaftes an solcher Stimmung, die aus Lebensüberdruß geboren ist — auch das ziemt nicht dem Christen, der sich von Gott in das Leben gestellt weiß und auf seinem Posten ausharrt, bis sein Herr ihn abruft. Es gibt einen achselzuckenden Leichtsinn im Angesicht des Todes, wie König Agag, vor Samuel gefordert, um seinen Todesstreich zu empfangen, mit heiterer Miene sprach: Also muß man des Todes Bitterkeit vertreiben. Auch das ist nicht christlich gehandelt, dazu ist der Tod zu ernst. — Und wiederum, es gibt mancherlei Art, am Grabe zu stehen; es gibt ein stumpfes, dumpfes, gefühlloses Hinnehmen des Unvermeidlichen, das kaum Tränen weint — das ist nicht christlich; dazu ist der Tod auch zu ernst; es gibt ein Jammern und Wehklagen ohne Trost — auch das ist nicht christlich; so mögen Heiden trauern, die keine Hoffnung haben, aber nicht Christen, für die der Tod überwunden ist. Dem eigenen Tode getrost ins Auge sehen und am Grab der Toten getröstet stehen kann allein der Glaube, der in Christo Versöhnung und Frieden gefunden hat. Kann uns doch kein Tod nicht töten, sondern reißt unsern Geist aus viel tausend Nöten! Denn wo du deine Schuld getilgt weißt durch Christum, wo du auch deine Seele geborgen weißt in der Gnade Jesu, da hat der Tod seinen Schrecken verloren. Denn in Jesu Christo ist ein Leben, das auch den Tod überdauert. Das ist erst die rechte Todesüberwindung: ein Leben haben, das, über allem natürlichen Zusammenhang von Sünde und Tod erhaben, ewig währt. Mag der Tod ringsum herrschen über alles, was lebt — ein Leben, das in der Erlösung von der Sünde wurzelt, ist über ihn erhaben, denn er ist — nur der Sünde Sold. Aber wo Vergebung der Sünde ist, da ist auch Leben und Seligkeit.

Vor einiger Zeit machte ein Gemälde viel von sich reden. Es zeigte eine Schaar von Menschen, über deren Häuptern in drohender Nähe eine dunkle Wolke lagerte; „unter der Wolke“ hatte es der Künstler genannt. In den Zügen dieser Menschen spiegelte sich der Druck, unter dem sie standen, hier als stumpfe Gleichgültigkeit, da als bitterer Groll, dort

als schwerlastender Kummer. — So steht auch die Menschheit unter der Wolke des Todes — wie ein Druck liegt's auf den Herzen, daß wir alle sterben müssen. Aber wo Christus ist, da bricht durch die dunkle Wolke ein heller Strahl: Der Tod ist verschlungen in den Sieg! Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum! Amen.

III.

Das Geheimnis des Lebens.

Luk. 20, 37. 38. Daß aber die Toten auferstehen, hat auch Mose gedeutet bei dem Busch, da er den Herrn heißet Gott Abrahams und Gott Isaaks und Gott Jakobs. Gott aber ist nicht der Toten, sondern der Lebendigen Gott; denn sie leben ihm alle.

Es kommen im Laufe der Jahre manche Tage, die uns mit besonderer Gewalt an den Tod und die Toten erinnern. Totenfestfeiern der christlichen Gemeinde, wiederkehrende Todestage unsrer Lieben machen das Gedächtnis der Toten wieder lebendig; sie geben ihren verblassenden Bildern wieder Farbe und Leben, sie vergegenwärtigen uns noch einmal die Vergangenheit, sie verdiesseitigen noch einmal, was dem Jenseits angehört, und damit knüpfen sie das Band wieder fester, das uns rückwärts mit den vergangenen Geschlechtern, vorwärts mit der künftigen Gemeinde der vollendeten Gerechten verbindet. Das ist die große menschheitsgeschichtliche Bedeutung solcher Tage, daß sie uns in den großen Lebensstrom hineinstellen, der aus der Vergangenheit durch die Gegenwart in die Zukunft, ja in die Ewigkeit hineinflutet. Und deutlicher als je werden wir an solchen Tagen dessen inne, daß auch unsre Toten in diesem Lebensstrom stehen.

Es ist uns gut, mit unsren Gedanken immer wieder hineinzutauchen in das, was gewesen ist; wir sind ein schnell lebendes, darum auch schnell vergessendes Geschlecht. Und doch ist das Geschlecht der Toten der Mutterboden, aus dem wir

Lebenden mit unsrem Wissen und Können, mit unsrem Sein und Wirken erwachsen sind. Vergeßt der teuren Toten nicht! Was da unter dem grünen Hügel schlummert, ist ein Stück unsres eigenen Wesens, hat uns mitgebildet zu dem, was wir heute sind, lebt in uns selbst, ob es auch tot genannt wird. Was wir durch unsere Heimgegangenen, mit ihnen, an ihnen erlebten, das hat gestaltend auf unser eigenes Werden gewirkt — und wir werden wirken und unser Leben wird auch nach unsrem Tode lebengestaltend auf andre wirken.

Es ist uns ebenso nötig mit unsren Gedanken uns immer wieder aufzuschwingen zu dem, was sein wird. Wir stehen zu leicht in Gefahr in der bloßen Gegenwart auf- und unterzugehen — und wir leben doch für die Zukunft. Das ist das Richtige in dem Gedanken eines modernen Philosophen, daß wir „Fernstenliebe" haben, daß wir uns der Bedeutung unsres Tuns und Lebens für ferne Geschlechter bewußt bleiben sollen. Ach, mancher, der leichtsinnig in sein Leben hineinwüstet, bedenkt nicht, daß einmal Kinder und Kindeskinder für seine Sünden büßen müssen. Aber wir schauen weiter. Wir sind nicht nur Diesseitigkeitsmenschen, wir sind mit unsrem Leben der Ewigkeit verantwortlich.

Denn das eben ist das Geheimnis des Lebens, daß es den Wandel und Wechsel seiner Träger überdauert. Wir haben unsern Standpunkt zur Beantwortung der Fragen nach dem Jenseits bei und in Christo genommen, und von hier aus wie die Hoffnung auf ein Jenseits, so das Verständnis für das Rätsel des Todes zu gewinnen gesucht. Von hier aus wird auch im Gegensatz hierzu das Geheimnis des Lebens sich uns enthüllen. Denn erst in Christo lernen wir Gott als den lebendigen Gott und unser bestes inneres Leben als göttliches Leben begreifen. Und die Gewißheit, daß wir einen lebendigen Gott über uns und ein göttliches Leben in uns haben, wird uns ein Recht geben, von einem Leben nach dem Tode, einem ewigen Leben jenseits des Grabes zu reden.

Für unsre Ewigkeitshoffnung brauchen wir eine feste und sichere Bürgschaft. Es ist ja so etwas Ungeheuerliches und

Unwahrscheinliches, was wir zu hoffen wagen; es steht so im Widerspruch mit aller Vorstellung und Erfahrung unsres Lebens daß wir es als fast selbstverständlich empfinden, wenn Menschen, die den Boden des Glaubens unter den Füßen verloren haben, das ewige Leben leugnen, wie die Sadduzäer, die mit ihrer Verspottung des Ewigkeitsgedankens durch den vielleicht nur von ihnen ausgedachten, vielleicht wirklichen Fall einer siebenmaligen Verheiratung einer Frau dem Herrn Anlaß zu dem an die Spitze gestellten Wort gegeben haben. Wir müssen es als eine Unwahrheit oder mindestens als eine grenzenlose Gedankenlosigkeit ansehen, wenn der Unglaube auf seine Gräber das schöne Wort: Auf Wiedersehen! schreibt. Jene waren ehrlicher, die die Pforte zum Begräbnisplatz einer freireligiösen Gemeinde schmückten mit der Inschrift: Macht hier das Leben gut und schön, kein Jenseits gibts, kein Wiedersehn! Aber auch denen, für die „im Glauben die Hoffnung ist", mag zuweilen die Angst und Sorge kommen, ob diese Hoffnung fest genug verankert liegt. Dann suchen sie wohl nach sicheren Stützen für sie. Und es ist doch keine Aussicht, solche zu finden. Man mag uns auf jene alten Natursymbole weisen, wie den Schmetterling als Sinnbild einer Verwandlung des Lebens in höhere und schönere Formen, den schon die Alten auf ihre Grabsteine meißelten; man mag uns erinnern an die Ähnlichkeit zwischen Schlaf und Tod in der Art, „wie die Alten den Tod gebildet"; man mag uns vom Standpunkt der neueren Naturwissenschaft auf das Gesetz der Erhaltung des Stoffs hinweisen, nach dem kein Atom, auch keins der Milliarden von Atomen, die unsern Leib bilden, verloren gehen könne, oder auf das Gesetz der Erhaltung der Kraft, die die Formen wechseln kann, aber selber doch niemals sich verzehrt; man mag uns auf spitzfindige philosophische Gedankengänge hinweisen, die hier die Unsterblichkeit fordern als ausgleichende Gerechtigkeit für die Ungerechtigkeiten des Lebens oder dort sie beweisen wollen aus dem Wesen des menschlichen Geistes. Aber wir fühlen, das alles sind Rohrstäbe, die uns in der Hand zerbrechen, wenn wir uns auf sie stützen wollen, wir

empfinden das Unzureichende aller menschlichen Weisheit gegenüber der großen Frage der Ewigkeit.

Auch die Pharisäer mochten den sadduzäischen Auferstehungsleugnern gegenüber einen schweren Stand haben, vergebens mochten sie nach schlagenden Beweisen suchen. Das Alte Testament hat ja wohl eine Ahnung der Unsterblichkeit, aber keine Gewißheit der Auferstehung. Und die Sadduzäer mochten triumphieren in ihrer Leugnung des Jenseits. Da macht Jesus ihren Triumph zu schanden mit dem einfachen Hinweis auf den lebendigen Gott. Daß die Toten leben, findet Jesus angedeutet in dem Worte des Alten Testaments, da Gott im feurigen Busche sich dem Mose als Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs offenbart, obgleich diese Väter Israels längst im Grabe schlummern. Gott aber ist nicht der Toten, sondern der Lebendigen Gott, Gott ist, so könnten wir auch sagen, nicht ein Gott einmal gewesener, längst vergangener Zeiten, sondern ein Gott, der über allen Zeiten waltet, ein Gott, in dem kein Gestern und Morgen ist, sondern ewiges Heute, ein Gott, der nicht war, noch sein wird, sondern ist. An Gott glauben, an diesen lebendigen Gott glauben, heißt an ewiges Leben glauben.

Das ist die einfachste und schlichteste Glaubensaussage, die sich nur denken läßt. Kein Mensch, der überhaupt an Gott glaubt, glaubt an einen irgendwie durch die Zeit beschränkten Gott, an einen Gott, der sterben kann, an einen Gott, der zu den Tagen Abrahams, Isaaks und Jakobs gelebt hätte, aber heute nicht mehr lebte, an einen Gott, der heute wäre, aber in hundert Jahren nicht mehr sein würde. Gott ist ein lebendiger Gott. Darum, wo immer Gott seine Spuren in die Welt eindrückt, da sind es Spuren eines lebendigen, Leben habenden, Leben schaffenden, Leben behaltenden und entfaltenden Gottes. Lesen wir in dem großen Buch der Natur seinen Namenszug — er heißt der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden, von dem Leben hat, was da lebt und webt. Und blättern wir im Buch der Offenbarungsgeschichte — sein Name, wie er ihn mit den leuchtenden Lettern jenes

brennenden Buschs in das Herz seines Knechts Mose hineingebrannt hat, heißt: „Ich werde sein, der ich sein werde.“ Sein Name, wie er ihn in dem Wunderwirken und Lebenspenden seines Sohnes, wie er ihn in der Krippe zu Bethlehem, wie am offenen Grabe im Garten Josephs von Arimathia kundgetan hat, heißt: Ewig-Vater. Denn gleichwie der Vater das Leben hat in ihm selber, also hat er auch dem Sohne gegeben, das Leben zu haben in ihm selber. Sein Name, wie ihn das Brausen des Pfingstgeistes der Welt predigt, heißt: Der Herr ist der Geist, und Geist ist der Lebensodem Gottes. Überall Selbstbezeugung eines lebendigen Gottes, eines Gottes, der nicht Zeiten angehört, sondern Ewigkeiten, eines Gottes, in dem alles Leben ist, aus dem alles Leben strömt, zu dem alles Leben eilt. An diesen lebendigen Gott glauben, heißt an ein ewiges Leben glauben. Ist dieser Gott ein lebendiger Gott, so mag der Tod sein Haupt dräuend heben und seinen Rachen aufsperren, daß er uns verschlinge, der Tod ist verschlungen in den Sieg! Vor dem lebendigen Gott ist auch der Tod nur Leben, sind auch die Toten Lebendige, ein Abraham, ein Isaak, ein Jakob, ja unsere entschlafenen Lieben und wir selbst, wenn man uns ins Grab legt; sie leben ihm alle. Sein Leben ist uns Bürgschaft für die Wirklichkeit eines die Zeiten, den Wechsel, den Tod selbst überdauernden Lebens.

Ist aber der lebendige Gott über uns, so ist auch göttliches Leben in uns — und dies göttliche Leben in uns verbürgt uns nicht minder unsere Ewigkeitshoffnung.

Freilich nur göttliches Leben trägt Ewigkeit in sich. Unser natürliches Leben nicht; da trägt alles den Stempel der Vergänglichkeit an sich. Das ist im Glück unser Schmerz, daß es nur ein flüchtiger Gast bei uns ist; ach wie bald schwindet Schönheit und Gestalt, schwindet Gesundheit und Kraft, die Fesseln reißen, die uns an teure Menschen banden und sie an uns — und nur Trümmer und Scherben und Schaum bleibt zurück. Das ist im Leid unser Trost; Leid kann nicht ewig währen, den Abend lang währt das Weinen,

aber den Morgen die Freude, Wunden heilen und nur Narben im Herzen zeigen die Stellen, wo es einmal heiß geblutet hat; auch Tränen trocknen und Herzen, die im Kampf der Verzweiflung zuckten, werden still. Es ist gut so: Alles hat seine Zeit, Alles was dem natürlichen Leben angehört; hätten wir nur das, nicht mehr, nicht höheres, nicht reineres, nicht göttliches Leben in uns, worauf wollten wir die Hoffnung unsres Bleibens gründen? Die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes tut, der bleibt in Ewigkeit. Aber es gibt ein göttliches Leben in uns. Wen Gottes Geist neugeboren zu einem Kinde Gottes, wen Gott mit seinem heiligen Leben ergriffen und umgeschaffen in sein Bild und erfüllt mit seinen Kräften, wen Jesus Christus aus dem Bann der Sünde frei gemacht und in seiner Gnade reich und selig und still und stark gemacht hat, wen der heilige Geist Gottes im rechten Glauben geheiligt und erhalten, der trägt in sich Leben aus Gott. Und dies Leben, das aus Gott stammt, dem ewigen lebendigen Gott, ist selbst ewiges Leben. Je mehr wir Anteil haben an Gott, um so sicherer ist auch unser Teil an seinem ewigen, unvergänglichen Leben. Das ist's ja doch, was Jesus Christus uns gebracht hat, wenn er verheißt: Ich lebe und ihr sollt auch leben! wenn er spricht: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nicht sterben in Ewigkeit.

Trägst du solch göttliches Leben in dir? — solches Leben ist Bürgschaft der Ewigkeitshoffnung. Werden wir nicht schon mitten in unserm zeitlichen Leben der Unvergänglichkeit dieses Lebens inne? Unser äußeres Ergehen wechselt; Freude wechselt mit Leid, Schwachheit mit Kraftgefühl, die Jahre graben ihre Runen uns in Stirn und Wangen, die Umgebung, in der wir leben und wurzeln, verändert sich, auch unser eignes Innerstes wandelt sich; wir ändern unsre Anschauungen, wir mehren unsre Erkenntnisse, wir wechseln unsre Interessen — aber wo einmal göttliches Leben in einer Seele angezündet ist, da überdauert es allen Wechsel, da ringt es sich auch

durch Winterzeiten des äußeren Lebens immergrün hindurch, da ist es der ruhende Punkt im rollenden Rade des Wechsels, da bleibt es bestehen, wenn alles sich wandelt und vergeht. Ein Mensch, der Leben aus Gott in seiner Brust trägt, weiß sich schon hier im Besitz eines unverlierbaren Gutes. Und dies göttliche Leben, das alle Wandlungen überdauert, das die Geschichte der Jahrhunderte in dem Dasein der Menschheit mit ihren schwersten Kämpfen und schmählichsten Niederlagen überdauert hat, das im einzelnen Menschenleben seine wechselnden Phasen überdauert, sollte nicht auch den letzten großen Wechsel, den wir Tod nennen, überdauern? Siehe, auch die Toten, sie leben alle Ihm! Vor Ihm, bei Ihm, in Ihm, durch Ihn.

Da schwinden die dunklen Wölbungen des Todes; da wird es licht im Grabesdunkel. Das Leben, das aus Gott ist, kann ja nicht sterben; für uns und unsre Sinne mag es entrückt sein, für uns mögen sie tot heißen, die von uns gegangen sind: Ihm leben sie alle. Sie sind ja nur umgezogen in ein anderes Haus; mag seine Tür für uns verschlossen sein, auch hinter der verschlossenen Pforte des Todes pulsiert das Leben: Ihm leben sie alle! Vor Gott gibt es keinen Tod; dem lebendigen Gott entspricht nur göttliches Leben; seine Ewigkeit ist unsre Ewigkeit geworden.

Wie atmen wir da auf, wenn wir an die Gräber unsrer Toten treten. Was suchen wir die Lebenden bei den Toten? So viel Leben aus Gott in ihnen atmete, so viel Teil haben auch sie an Gottes Ewigkeit. Ihm leben sie alle. Und getrost schmücken wir unsre Gräber mit grünen Kränzen als Sinnbildern des unvergänglichen Erbes, das uns bereitet ist im Himmel und pflanzen das Kreuz auf ihre Gräber, denn „das Kreuz, das unsre Gräber ziert, bezeugt, man habe triumphiert."

Und wie viel stiller werden wir im Gedanken an unser eignes Sterben, ob auch dem Fleisch davor schaudert, daß sein Teil beim Staube der Verwesung sein soll; unser Geist, der aus Gott ist, triumphiert: Ich werde nicht sterben, sondern

leben; Jesus lebt, mit ihm auch ich, Tod wo sind nun deine Schrecken?! Und unser ganzes Leben erscheint uns nur als ein Weg zur schönen Ewigkeit.

Nur freilich, daß unser Leben hier göttliches Leben sei und werde, darauf kommt es an! Gott ist nicht ein Gott der Toten. Sind wir tote Menschen, in denen kein Leben aus Gott flutet, kein Geist Gottes Christum verklärt, dann ist Gott auch nicht unser Gott, dann hat er keinen Teil an uns und wir haben keinen Teil an ihm und seiner Ewigkeit. Aber selig, wer sagen kann: Ich lebe, doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir! Selig, die in Gott ihres Lebens Wurzeln gesenkt haben und in ihm leben hier zeitlich und dort ewiglich, die haben den Tod überwunden, ehe sie sterben, und haben an dem lebendigen Gott über sich und dem göttlichen Leben in sich sichere Bürgen ihrer Ewigkeitshoffnung.

Nur, daß ihr den Geist erhebt von den Lüsten dieser Erden
Und euch dem schon jetzt ergebt, dem ihr beigesellt sollt werden.
Schickt das Herze da hinein, wo ihr ewig wünscht zu sein.
Amen.

IV.

Zwischen zwei Welten.

Luk. 16, 19—31. Es war aber ein reicher Mann, der kleidete sich mit Purpur und köstlicher Leinwand und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Es war aber ein Armer mit Namen Lazarus, der lag vor seiner Tür voller Schwären und begehrte sich zu sättigen von den Brosamen, die von des Reichen Tische fielen; doch kamen die Hunde und leckten ihm seine Schwären. Es begab sich aber, daß der Arme starb und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schoß. Der Reiche aber starb auch und ward begraben. Als er nun in der Hölle und in der Qual war, hob er seine Augen auf und sahe Abraham von ferne und Lazarus in seinem Schoß. Und er rief und sprach: Vater Abraham, erbarme dich mein und sende Lazarus, daß er das Äußerste seines Fingers ins Wasser tauche und kühle meine Zunge, denn ich leide Pein in dieser Flamme. Abraham aber sprach: Gedenke, Sohn, daß du dein Gutes empfangen hast in deinem Leben und Lazarus dagegen hat Böses empfangen, nun aber wird er getröstet und du wirst gepeinigt. Und über das Alles ist zwischen uns und euch eine große Kluft befestigt, daß, die da wollten von hinnen hinabfahren zu euch, könnten nicht, und auch nicht von dannen zu uns herüberfahren. Da sprach er: So bitte ich dich, Vater Abraham, daß du ihn sendest in meines Vaters Haus; denn ich habe noch fünf Brüder, daß er ihnen bezeuge, auf daß sie nicht auch kommen an diesen Ort der Qual. Abraham sprach zu ihm: Sie haben Mose und die Propheten! Laß sie dieselben hören. Er aber sprach: Nein, Vater Abraham; sondern, wenn einer von den Toten zu ihnen ginge, so würden sie Buße tun. Er sprach zu ihm: Hören Sie Mose und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob Jemand von den Toten aufstünde.

Es ist wohl eine von den bängsten Fragen, die jedes Herz bewegen, das an einem teuren Grabe steht, die Frage

nach dem Wo und Wie, dem Zustand und Aufenthaltsort der abgeschiedenen Seele. Daß wir unsre Toten nicht in ihren Gräbern suchen können, das ist uns wie unmittelbar gewiß. Was wir dort zur Ruhe gebettet haben, das mag die Hülle sein, das Gewand, in dem eine Zeitlang wandelte, den wir lieb hatten, aber er selber ist es nicht. „Was wir bergen in den Särgen, ist das Pilgerkleid, was wir lieben, ist geblieben für die Ewigkeit." Aber wo suchen wir sie? wie mag der Zustand sein, in dem sie sich befinden, diese unsre abgeschiedenen Lieben? Gerok singt einmal:

Ohnmächtig bleibt verwaiste Liebe stehn,
Wenn nun am Grab der letzte Dienst geschehn;
Kein Auge schaut hinab ins stille Zelt,
Wo leis' zu Staub der müde Leib zerfällt;
Es reicht kein Blick hinauf ins fremde Land,
Wohin sich der erlöste Geist gewandt.
Die Sehnsucht streckt die Arme nach der Gruft:
Sie greift nur Schatten und sie faßt nur Luft.
Sie senkt ihr Haupt, gequält von tausend Fragen,
Und ach, kein Sterblicher kann Antwort sagen.

Die Frage scheint kein so schwerwiegendes religiöses Interesse zu haben, wie manche andere, und doch liegt sie uns zu nahe, als daß wir sie umgehen könnten, und doch werden wir sehen, daß ihre Beantwortung von großer religiöser Bedeutung ist. Aber zu ihrer Beantwortung ist uns nur eine beschränkte Möglichkeit gegeben. Vor allem darf uns hier nicht die Phantasie leiten; viele Bücher, die über diese und ähnliche Fragen geschrieben sind, kranken an den Phantasiegebilden ihrer Verfasser. Das mag dichterisch sein — Dante hat in seiner Hölle eine ungeheure Phantasie entfaltet — aber der Glaube hat damit nichts zu tun. Der Glaube hängt am Worte des Herrn. Aber Jesus hat nicht viel über diesen Zustand nach dem Tode gesagt; außer seinem Worte an den Schächer: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein, haben wir aus seinem Munde nur dies Gleichnis, und Gleichnisse sind ein Ineinander von Bild und Wirklichkeit, das sich schwer auseinander wirren läßt.

Gewiß hat Jesus in diesem Gleichnis keine Lehre über den Zustand nach dem Tode vortragen wollen. Aber andrerseits hat er auch gewiß keine Züge gezeichnet, die nur in der Phantasie des Dichters existieren, die nicht einer Wirklichkeit entsprächen. Dem wahrhaftigen Sinne Jesu würde es nicht entsprechen, solche Züge zu erdichten, die geeignet wären, in seinen Hörern eine irrige Vorstellung zu erwecken. Wie die Meinung, daß Jesus, wenn er von Engeln und Teufeln, von Himmel und Hölle redet, nur sich der Volksvorstellung angepaßt habe, ohne daß daraus ein Schluß auf seinen Glauben an ihre Realität erlaubt sei, sich schwer vereinigen läßt mit seiner Wahrhaftigkeit, so auch geht es nicht an, Gleichnisse einfach als Erzeugnisse dichterischer Phantasie in dem Sinne anzusehen, als liege nicht hinter dem Bilde doch eine Welt der Wirklichkeit. So ist auch dies Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus einer jener Spiegel, durch die wir nach 1. Kor. 13, 12 jetzt überhaupt nur imstande sind, die Realitäten der übersinnlichen Welt zu schauen. Messen wir dies Gleichnis mit den sonstigen Schriftaussagen, mit jenem Kreuzeswort und dem Zeugnis Petri von Jesu Höllenfahrt 1. Petri 3, so wird sich uns ein ungefähres Bild von dem ergeben, was unser nach dem Tode wartet.

Zunächst scheint uns eins mit Sicherheit aus den Zeugnissen der Schrift hervorzugehen, daß wir nämlich überhaupt mit einem sogenannten Zwischenzustand oder Mittelzustand zu rechnen haben, einer Daseinsform des Menschen zwischen seinem Tode und seiner Auferstehung. Der ersten Christenheit zwar, welche die Wiederkunft Jesu noch bei Lebzeiten ihrer Generation erwartete, war dieser Gedanke fremd. Aber als nun einer nach dem andern dahinstarb, ohne Jesu Kommen erlebt zu haben, da stieg in den Herzen der Lebenden die Sorge auf um das Los der Abgeschiedenen; dieser Sorge ist bekanntlich der erste Brief Pauli an die Thessalonicher entsprungen. Mit Bezug hierauf sagt er ihnen als ein Wort des Herrn, also nicht als seine private Meinung, daß wir, die wir leben, werden denen nicht zuvor kommen, die da schlafen. Selbst

noch von der Hoffnung, den Tag des Herrn zu erleben, getragen, kann er doch den besorgten Gemütern den Trost geben, daß die Entschlafenen um nichts gegen die Überlebenden zu kurz kommen sollen, sondern mit ihnen zugleich eingehen ins ewige Leben. Daraus geht aber eben auch das hervor, daß die Entschlafenen auch nicht eher als am Tage der Wiederkunft Christi zum ewigen Leben eingehen. Und je länger der Herr verzieht, und je länger sich die Zeiten hindehnen zwischen dem Sterben der Einzelnen und dem Tage des Herrn, an dem doch erst die Auferstehung geschehen soll, um so mehr drängt sich die Frage auf, was inzwischen geschieht mit denen, die da schlafen. Wir müssen also einen Zwischenzustand annehmen, der diese Zeit zwischen Tod und Auferstehung ausfüllt. Und gerade in diesen Zustand läßt uns unser Gleichnis einen Blick tun. Der Hintergrund, auf dem es sich abspielt, ist doch der gleichzeitig noch fortdauernde Bestand der diesseitigen Welt; der Weltenlauf ist noch nicht abgeschlossen, der Tag des Herrn ist noch nicht gekommen, die Brüder des reichen Mannes befinden sich ja noch als Lebende auf Erden, die letzten Würfel sind noch nicht gefallen, die letzte Entscheidung über ewige Seligkeit und Verdammnis ist noch nicht getroffen, denn sie geschieht nach allgemeinem Schriftzeugnis erst am jüngsten Tage im Gericht — es ist ein Zustand des Übergangs, für den zwar das diesseitige Leben an seinem Ende angelangt ist, aber noch nicht begonnen hat, was erst das Gericht bringen kann, Seligkeit oder Verdammnis. Was Luther mit dem Wort Hölle übersetzt, ist an vielen Stellen nicht der Ort der Verdammnis, sondern nach dem altdeutschen Sprachgebrauch das Reich der Göttin Hel, der Hades der alten Griechen, der Scheol des Alten Testaments, das Reich der Toten überhaupt. In diese Dämmerzeit im Totenreiche führt uns nun unser Text.

Und alsbald wird uns ein Weiteres mit ziemlicher Gewißheit offenbar. Paulus spricht allerdings von den Abgeschiedenen als von solchen, die da schlafen. Wie Jesus einst von Jaïri Töchterlein gesprochen: Das Mägdlein ist nicht

tot, sondern es schläft; wie Luther triumphierend singt: Der Tod ist ein Schlaf worden, so gehört es ja zu den freundlichsten Anschauungen unsres Glaubens, das Grab als ein Schlafkämmerlein anzusehen und den Tod als einen Schlummer. Aber die Vorstellung, die dieser Bezeichnung zugrunde liegt, ist die einer Ruhe des Leibes im Grabe bis zum Auferstehungsmorgen; darum rufen wir unsern Toten nach: Ruhe sanft! Darum bitten wir im Blick auf unsern Tod: Dem Leib ein Räumlein gönn bei frommer Christen Grab, damit er seine Ruh' an ihrer Seite hab'. Das ist eben die Frucht der Erlösung vom Tode, die uns Jesus Christus gebracht hat, daß der Tod seinen Stachel verloren hat. Aber nicht kann dieser Ausdruck vom Zustand der Seele gemeint sein. Die Vorstellung eines Seelenschlafs im Zwischenzustand ist nicht biblisch zu begründen. Unser Text zeigt uns sowohl auf seiten Abrahams und Lazarus wie auf seiten des reichen Mannes im Totenreich ein durchaus waches Seelenleben, ein durchaus klares Bewußtsein von der umgebenden Welt, ein Erinnern an Vergangenes, ein Wahrnehmen von Gegenwärtigem, ein Sorgen um Künftiges, ja ein durchaus klares Selbstbewußtsein, das die Vorstellung eines auch nur traumhaften Zustandes ausschließt. Es ist ein Zustand des Lebens, wirklichen Lebens; und dies wird uns bestätigt einmal durch die Paradiesesverheißung Jesu an den Schächer, die ja nur dann den Sinn einer Verheißung hat, wenn Jesus ein Bewußtsein um das Sein im Paradiese voraussetzt, und dann durch die Aussage im ersten Petrusbrief, wonach Jesus lebendig gemacht nach dem Geiste hinging in das Reich der abgeschiedenen Seelen. Freilich ist dieser Lebenszustand noch kein voller; für uns wenigstens vollzieht sich wirkliches Leben nur in der Wechselwirkung von Seele und Leib. Ein leibloses Dasein, wie es doch vor der Auferstehung angenommen werden muß, können wir uns kaum vorstellen. Um dieser Vorstellung zu entgehen, müßte man auch einen Zwischenleib annehmen, ein Übergangsstadium, in dem analog der Entwicklung des Samenkorns der irdische Leib zum Verklärungsleibe ausreift. Die

Alten hatten daher auch die Meinung eines nur schattenhaften, schemenhaften Lebens; Paulus nennt mit Recht den Tod ein Entkleidetwerden der Seele von dem Leibe; immerhin können wir aus unserm Text den Schluß ziehen, daß dies Dasein nicht ein rein schattenhaftes ist; die Farben wenigstens, in denen das Leben der Abgeschiedenen gezeichnet wird, sind der Wirklichkeit eines Daseins in Fleisch und Blut entnommen. Freilich, es ist Gleichnis, und Gleichnisse darf man nicht pressen. Nur das ist gewiß: jenes Dasein ist kein Nirwâna, kein Versinken der Persönlichkeit in Nichts, ist auch kein Dasein in anderen irdischen Lebensformen, wie die indische Seelenwanderungslehre behauptet, ist auch kein blutloses Schemendasein oder schlummerndes Traumleben, sondern ein Leben im wachen Bewußtsein.

Vergebens fragen wir freilich nach dem Ort, in dem sich dieses Leben abspielt; kein Wort der Schrift gibt uns einen Aufschluß darüber, wo die Seelen der Abgeschiedenen weilen. Sie hat freilich zwei Bezeichnungen hierfür; Jesus nennt die Stätte, wohin ihm der Schächer vom Kreuz unmittelbar nach dem Tode noch desselben Tags folgen soll, das Paradies; Petrus spricht von den Seelen der Abgeschiedenen, die zu Noahs Zeiten nicht glaubten, als von den Geistern im Gefängnis. Aber sollen wir dieses Totenreich über den Sternen suchen oder unter der Erde? Wer will es sagen! Wenn Paulus an die Philipper schreibt, daß im Namen Jesu Christi sich auch beugen sollen die Knie derer, die unter der Erde sind (Phil. 2, 10), wenn Johannes bei der Öffnung des fünften Siegels unter dem Altare sah die Seelen derer, die erwürget waren um des Wortes Gottes willen (Offenb. Joh. 6, 9), wenn die alttestamentliche Sprache das Sterben als ein Hinunterfahren in die Grube bezeichnete, und der Sprachgebrauch unsers Glaubensbekenntnisses die Hadespredigt Jesu eine Niederfahrt nennt, so scheint in dem allen angedeutet, daß auch die Seelen in diesem Zwischenzustand unter der Erde wohnen. Aber andrerseits spricht die Analogie der Himmelfahrt Jesu, die allgemeine Richtung der Christenseele nach dem, was droben ist, da Christus ist, sitzend zur Rechten Gottes, dafür, den Ort

der abgeschiedenen Seelen über uns zu suchen. Wir können mit Gewißheit hierüber nichts aus der Schrift entnehmen und ziehen es vor, da der Begriff des Raums überhaupt nur der geschaffenen diesseitigen Welt angehört, der Geist aber an keinen Raum gebunden ist, diese Frage gar nicht zu stellen und die Bezeichnungen Paradies und Gefängnis als Ausdrücke nicht für Orte, sondern für Zustände der Abgeschiedenen anzusehen.

Können wir nun auch nicht sagen, wo die abgeschiedenen Seelen weilen, so dürfen wir doch eins als sicher annehmen, nämlich, daß dies Totenreich in völligem Geschiedensein von diesem irdischen Leben besteht. Der Leib dieses Staubes umkleidet die Abgeschiedenen nicht mehr; darum ist auch alles hinweggefallen, was nur in der Diesseitigkeit seinen Grund und Bestand hat; und damit sind die Brücken abgebrochen, die die Seele mit der materiellen Welt verbinden. Es wird uns eben dadurch erschwert, von jenen Dingen des Jenseits zu reden; wir übertragen unwillkürlich auf sie Vorstellungen, die nur der Zeitlichkeit angehören und sind außerstande, sie in ihrer Wirklichkeit zu begreifen. Daraus folgt aber auch, daß ein Verkehr zwischen den Toten und den Lebenden undenkbar, unmöglich ist. Der Versuch des reichen Mannes in unserm Gleichnis, Lazarus zu seinen Brüdern zu senden, bleibt unausgeführt. Die Welt der Abgeschiedenen ist eine Welt für sich; die Bezeichnung „Gefängnis" läßt auf ihre völlige Abgeschlossenheit schließen. Jesus spricht von Schlüsseln der Hölle, d. h. des Totenreiches, die er in den Händen halte (Offenb. 1, 18), und von Pforten des Hades, die seine Gemeinde nicht überwältigen sollen (Matth. 16, 18). Man wende hiergegen nicht ein, daß nach dem Zeugnis der Schrift doch Tote auferstanden sind, und somit aus jener Welt ein Weg in diese doch tatsächlich führen muß. Daß Gott Ausnahmen macht, ändert an der Sache selber nichts. Die Erscheinungen des auferstandenen Herrn sind so einzigartig, auch in ihrer Bedeutung, daß aus ihnen kein Schluß erlaubt ist auf ein Hereinragen der Geisterwelt in das Diesseits. Die Auferweckungen der Tochter Jaïri,

des Jünglings von Naïn, des Lazarus, die Wiederbelebung des Eutychus (Apostelgesch. 20, 10) oder des Sohnes der Witwe zu Zarpath (1. Könige 17, 17) knüpfen überall an die noch nicht verweste Leiblichkeit an, sind also nicht zu verwenden für Aussagen über schon der Leiblichkeit entkleidete Geister. Überhaupt aber, wenn vom Verkehr Verstorbener mit den Lebenden die Rede ist, so handelt es sich um außerordentliche Veranstaltungen Gottes innerhalb der Heilsgeschichte und für sie. So erschienen Elias und Moses dem Herrn auf dem Berge der Verklärung; so wurden viele Entschlafene sichtbar und gingen aus den Gräbern nach der Auferstehung des Herrn und erschienen denen zu Jerusalem, so erschien der Geist Samuels, übrigens offenbar nicht auf die Beschwörung der Zauberin von Endor, die ja selbst über diesen unerwarteten Erfolg ihrer Zauberformeln erschrak, sondern auf Gottes Geheiß dem König Saul zur Strafe für seinen Unglauben. Das alles sind besondere Wundertaten Gottes, die uns kein Recht geben, von einem Verkehr der abgeschiedenen Geister mit der diesseitigen Welt überhaupt zu reden. Damit fällt der Spiritismus für den Standpunkt des Bibelglaubens in sich zusammen. Der Spiritismus erhebt gern den Anspruch, ein Bundesgenosse des Jenseitsglaubens der Christen zu sein; er meint das Vorhandensein der Geisterwelt und damit die Fortdauer der Einzelseele erfahrungsmäßig, experimentell beweisen zu können und damit eine starke Stütze für die christliche Hoffnung abzugeben. Aber nicht umsonst hat der Herr ernstlich im alten Bunde das Befragen der Toten, die Geisterbeschwörung und andere Zauberei als heidnische Sünde verboten, und jeder Versuch, Geister der Toten zu zitieren, ist Sünde wider das Verbot Gottes. Überdies — was hat das mit Glauben zu tun? Glaube ist eine gewisse Zuversicht dessen, das man hofft und ein Nichtzweifeln an dem, das man nicht sieht; der Spiritusmus aber will ja geradezu das Unsichtbare sichtbar machen und — selig sind, spricht der Herr, die nicht sehen und doch glauben; ein Glauben an die jenseitige Welt auf Grund dessen, was man von ihr sieht, ist nicht mehr Glaube im biblischen Sinn. Und endlich

— was hat das mit der Christenhoffnung zu tun? Verkehren Geister mit der diesseitigen Welt, so sind sie eben noch an das Diesseits gebunden, wenn auch vielleicht lockerer als zur Zeit, da sie im Fleisch wandelten, aber sie sind dann eben nicht im Jenseits. Wer wollte zu behaupten wagen, daß dies Seligkeit, auch nur Ahnung der Seligkeit sei, wenn die Abgeschiedenen im Verkehr mit dieser Welt blieben? Zeugen zu sein all der Sünde, die auf Erden geschieht, all des Jammers, der hier wohnt, noch dazu in einer von den Schranken der Leiblichkeit befreiten, daher weiterschauenden, tieferfühlenden Weise, ewig gebunden zu bleiben an diese Welt des Staubes und im Bannkreis ihrer Wünsche haften zu müssen, dem Willen irgend eines Mediums unterworfen zu sein und durch ihn gezwungen werden zu können zu Mitteilungen aus der jenseitigen Welt — wahrlich, es wäre kein Los, das wir unseren Toten und uns selbst nach dem Tode wünschen möchten! Es ist eben doch eine unübersteigliche Scheidewand zwischen Diesseits und Jenseits — und es ist gut so.

Damit fällt freilich auch eine vielen liebe Vorstellung hin, die nämlich, daß die Entschlafenen Anteil nehmen an unserm Ergehen oder auf dasselbe segnend einzuwirken vermöchten. Man beruft sich freilich auf unser Gleichnis und des reichen Mannes Teilnahme für seine auf Erden zurückgebliebenen Brüder. Aber man vergißt, daß ihm eben die Möglichkeit einer Einwirkung auf sie versagt wird; man übersieht, daß es sich hierbei um Erinnerung des reichen Mannes an sein früheres Leben handelt, nicht um Beobachtung aus dem Jenseits von gleichzeitigen Vorgängen im Diesseits. Zwar reden Moses und Elias bei der Erscheinung auf dem Verklärungsberge von dem Ausgang, den Jesus nehmen wird; so scheinen die Toten zu wissen um das, was hier geschieht; aber hier handelt es sich eben um besondere Gottesoffenbarung, deren Träger und Mittler diese beiden sind. Auch Jesu Wort, daß Abraham froh ward, da er seinen Tag sehen sollte und ihn sah und sich freute (Joh. 8, 50), bezieht sich kaum auf einen diesseitigen Vorgang, sondern auf den

Ausgang des Sohnes vom Vater, der allein in der jenseitigen Welt sich abgespielt hat. Und wenn vor den Engeln Gottes Freude ist über einen Sünder, der Buße tut, wenn den Fürstentümern und Herrschaften im Himmel an der Gemeinde Gottes in der Fülle der Zeit die mannigfaltige Weisheit Gottes kund wird (Eph. 3, 10), wenn die Engel gelüstet, das Geheimnis der Erlösung zu schauen (1. Petri 1, 12) und ihr Chor in der heiligen Nacht mit seinem Gloria in excelsis die Erscheinung Jesu auf Erden begleitet, so sind eben Engel nicht abgeschiedene Geister, und abgeschiedene Menschen werden niemals Engel, so lieblich auch diese Vorstellung uns besonders im Blick auf unsre Kindlein scheinen möchte; denn Jesus sagt nur, sie werden sein wie die Engel Gottes, wenn er davon spricht, daß in jener Welt kein Freien und Sichfreienlassen mehr sein wird. Und wenn auch Gottes Engel ausgesandt werden zum Dienst um derer willen, die ererben sollen die ewige Seligkeit, so ist damit doch eben ein Verkehr der Toten mit den Lebenden, eines Lazarus mit den Brüdern des reichen Mannes nicht ausgesprochen. Die Stelle endlich im Ebräerbrief, nach der wir die im 11. Kapitel aufgeführten Glaubenshelden als eine Wolke von Zeugen um uns haben (12, 1), kann schon wegen des Ausdrucks „Wolke" nur bildlich gefaßt werden in dem Sinne, daß, wohin wir die Augen wenden, uns überall Beispiele des Glaubensmuts begegnen. Die Auffassung, wonach jene Glaubenszeugen wie das zuschauende Publikum in dem Zirkus gedacht seien, das den Wettlauf der Kämpfer beobachtet, würde mit 1. Kor. 4, 9 streiten, wonach wir ein Schauspiel sind der Welt, nämlich (wie es wörtlich heißt) sowohl den Engeln als den Menschen. Hier sind wiederum von den Bewohnern der oberen Welt nur die Engel Zeugen der irdischen Vorgänge. Der Ausdruck „Zeugen" aber in jener Hebräerstelle ist überhaupt nicht von einem durch eigene Anschauung und Erfahrung gewonnenen Zeugnis, nicht so, als ob jene unsern Glauben bezeugen sollten, sondern von dem Glaubenszeugnis, dem Martyrium ihres eigenen Lebens und Sterbens zu verstehen. So bleibt

es bei den freilich alttestamentlichen und dazu stark poetisch gefärbten, aber doch sicherlich auch der Offenbarung entstammenden Worte Hiobs, der von dem Toten spricht: Sind seine Kinder in Ehren, so weiß er's nicht, oder ob sie gering sind, das wird er nicht gewahr (Hiob 14, 21). Die Vorstellung einer Teilnahme der Toten am Ergehen der Lebenden ist erst im achtzehnten Jahrhundert unter rationalistischen Einflüssen entstanden. So ergreifend es klingt, wenn Geibel von seiner nur zu früh ins Grab gesenkten Liebe singt:

Ein Hauch ist über mir geblieben,
Ein Gruß, wie ihn das Pfingstfest bringt:
Das süße Wissen, daß dein Lieben
Auch durch den Tod noch zu mir dringt

— es ist Poesie, aber nicht Schriftwahrheit, die hier spricht. Und ich meine, wir wissen unsre Toten lieber getrennt von dem Anblick unsrer Kämpfe und Nöte und Leiden, als daß wir glauben sollten, sie nehmen an dem allen teil. Gönne ihnen das Abgeschiedensein von dieser Welt, dir selbst aber muß es genügen, daß des Herrn Augen auf dich blicken — das ist heiligender Ernst, das ist seliger Trost.

Ist somit der Zustand der Toten der eines völligen Geschiedenseins von dieser Welt, so zeigt uns unser Gleichnis zuletzt noch eine tiefe große Wahrheit: daß nämlich auch untereinander die Toten geschieden sind.

Das ist freilich nicht alttestamentliche Anschauung. Das Alte Testament kennt nur ein Totenreich, in dem alle beieinander wohnen, die auf Erden je gelebt, Gerechte und Gottlose ohne Unterschied; dorthin werden die Frommen versammelt zu ihren Vätern, dorthin aber stürzt auch der König von Babel, wie ein schöner Morgenstern vom Himmel gefallen, den die Bewohner der Unterwelt spottend fragen: Ist das der Mann, der die Königreiche zittern und die Welt beben machte? Darum das Grauen der Frommen Israels vor dem Tode, in dem sie mit den Gottlosen, ja mit den Heiden ewig vereinigt werden sollten, von denen sie doch hier im Leben sich ängstlich getrennt hatten.

Anders im neuen Bunde. Seit in den drei Tagen zwischen Karfreitag und Ostern die Predigt des Heils in der Welt der Toten erklungen, ist das Reich der Entschlafenen gespalten, ist auch in die jenseitige Welt jene große Scheidung gekommen, die die Erscheinung Jesu Christi überall hervorgebracht. Auch in unserem Text zeigt sich diese Scheidung: hier die Qual, dort Abrahams Schoß; hier die Pein, dort der Friede stillen Geborgenseins; derselbe Gegensatz, der uns begegnet, wenn Jesus dem Schächer Eingang ins Paradies verheißt, Petrus aber die Geister derer, die nicht glaubten, im Gefängnis verwahrt bezeichnet. Und überdies zeigt unser Text zwischen diesen beiden Welten eine tiefe Kluft, die zwar nicht ein Herüber und Hinüber der Beobachtung und der Rede, wohl aber einen Austausch der Bewohner unmöglich macht. Zwar ist hier viel Bildwerk; aber das Eine ist im Zusammenhang mit den übrigen Schriftaussagen gewiß: daß schon unmittelbar mit dem Tode eine Scheidung zwischen den Menschen eintritt, so daß, die etwa nicht glaubten, ins Gefängnis, die Gläubigen zum Herrn ins Paradies gelangen, eine Scheidung, die zwar noch nicht endgültig ist — denn erst das jüngste Gericht entscheidet über Seligkeit und Verdammnis — wohl aber für die Dauer des Zwischenzustandes bestehen bleibt.

Das ist nun auch der religiöse Wert dieser ganzen Frage für uns. Diese Tatsache eines Zwischenzustandes im Geschiedensein vom Diesseits und in der Scheidung zwischen Paradies und Gefängnis stellt uns vor die Aufgabe, unser Leben so zu gestalten, daß, wenn der Herr uns ruft, wir den Weg ins Paradies zum Herrn finden, stellt uns vor die Frage, ob, wenn er heute zu uns käme, er uns die tröstliche Zusage geben könnte: Heute sollst du mit mir im Paradiese sein; stellt uns an die Gräber der im Herrn Entschlafenen mit der tröstlichen Gewißheit, daß der Gerechten Seelen in seiner Hand, daß ihre abgeschiedenen Geister schon jetzt bei Jesu im Paradiese sind. Und wenn uns auch noch manche Frage unbeantwortet bleibt, dessen sind wir im Herrn gewiß, daß, wie ein

spanischer Dichter sagt, hinter unser Leben kein Punkt, sondern ein Semikolon gehört, daß der Tod kein Ende, sondern ein Anfang ist, der Anfang eines geheimnisvollen Daseins, das die Brücke bildet zwischen dem Jetzt und dem Einst. Denn Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen, in ihm leben sie alle. Amen.

V.

Die Entwicklung der Seele im Jenseits.

1. Petri 3, 18—20. Christus ist getötet nach dem Fleisch, aber lebendig gemacht nach dem Geist; in demselbigen ist er hingegangen und hat gepredigt den Geistern im Gefängnis, die vor Zeiten nicht glaubten, da Gott harrete und Geduld hatte zu den Zeiten Noahs.

Unsre letzte Betrachtung ließ uns einen Blick tun in die Welt jenseits des Grabes, soweit überhaupt die Offenbarung Gottes den Schleier von dem Dunkel hinweggezogen hat, das jene Welt für uns bedeckt. Wir erkannten, daß schon mit dem Tode selbst eine Scheidung zwischen den Seelen eintritt, indem die gläubigen Seelen ins Paradies gerufen werden, die Seelen der Ungläubigen aber in das Gefängnis. Diese Scheidung kann aber unmöglich schon eine Scheidung zu ewiger Seligkeit und zu ewiger Verdammnis sein, denn diese letzte Scheidung zu vollziehen bleibt nach biblischer Anschauung durchweg dem jüngsten Gericht vorbehalten. Das wäre überflüssig und nur ein Scheinverfahren, wenn schon vorher über jeden Einzelnen endgültig entschieden wäre. Hier klafft eine Lücke in der biblischen Vorstellung vom Jenseits, hier läge ein Widerspruch vor, wenn wir uns nicht flüchteten zu der Annahme, daß zwischen dieser im Tode eintretenden ersten vorläufigen Scheidung der Menschen in Paradies und Gefängnis und jener letzten endgültigen Scheidung in Seligkeit und Verdammnis eine Zeit liegen muß, die für den Urteilsspruch des jüngsten Tages erst die letzte Bedingung enthält. Diese Zeit aber kann nicht gedacht werden

als eine bloße Ruhe, als ein Beharren in dem einmal erreichten Zustand; sonst wäre nicht ersichtlich, warum dann noch ein Endgericht gehalten werden soll. Eine bloße Bestätigung der schon vollzogenen Scheidung ist nirgends sein Sinn. Diese Zeit muß demnach eine Zeit der Fortentwicklung der Seele bis zu jener Reife sein, die die letzte Gerichtsentscheidung bedingt.

Es ist eine folgenschwere Frage, vor der wir hier stehen: gibt es in der Tat eine Fortentwicklung der Seele noch nach dem Tode? ein Ausreifen begonnener Ansätze für die Ewigkeit? eine Umkehrung begonnener Irrwege zum Leben? eine Vergebung bis dahin behaltener Schuld zur Gewinnung der Seligkeit? oder auch eine zunehmende Verstockung, eine zur vollen Entscheidung gelangende Ablehnung des Heils zur Verdammnis? Um diese Frage nüchtern beantworten zu können, dürfen wir uns nicht begnügen aus allgemein zugestandenen christlichen Voraussetzungen die Folgerungen zu ziehen, sondern müssen versuchen unsren Standpunkt von bezeugten Tatsachen aus zu nehmen.

Freilich in jene Welt hat keiner von uns hineingeschaut; die geheimnisvollen Vorgänge jenes Totenreichs sind uns verhüllt. Der Einzige, der in dies Totenreich je eingetreten und es wieder verlassen, ist für uns Jesus Christus. Und was uns die Schrift über seinen Aufenthalt im Totenreiche berichtet, ist das Einzige, worauf wir mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit bauen können.

Und dies Einzige ist die sogenannte Höllenfahrt Christi.

Der Artikel unsers Bekenntnisses: „niedergefahren zur Hölle" könnte lediglich aussagen wollen, daß Jesus wirklich ins Totenreich eingegangen, daß er wirklich gestorben sei. Diese Aussage hätte dann ihren Sinn als Zeugnis des Gemeinglaubens der Kirche gegen die manchmal aufgestellte Behauptung, daß Jesus nur einen Scheinleib besessen habe und nur eines Scheintodes gestorben sei. Indessen ruht sie offenbar auf der erwähnten Stelle des ersten Petrusbriefes. Hier tritt die Vorstellung einer Niederfahrt Christi ins Totenreich

in den Zusammenhang der gesamten Heilsgeschichte hinein und erscheint als ein Glied in der Kette der großen Erlösungstaten Christi, von dem aus ein Licht auf die Vorgänge in der Welt der Abgeschiedenen fällt.

Da wird uns zunächst bestätigt, daß der Zustand nach dem Tode ein Zustand des Lebens auch schon vor der Auferstehung ist. Petrus schreibt, Jesus sei gestorben nach dem Fleisch, aber lebendig gemacht nach dem Geist — erst im 21. Vers erwähnt er die Auferstehung. Nach dem Fleisch, gemäß der menschlich-irdischen Natur, die er trug, ist er ein Raub des Todes geworden, wie alles Fleisch, alles Sterbliche; aber gemäß dem in ihm wohnenden Geist Gottes ist er lebendig gemacht. Es wird uns hier klar, daß wir nicht eigentlich von einer Fortdauer der Seele ohne weiteres zu reden berechtigt sind. Die Seele als Trägerin des natürlichen Lebens ist im Menschen sowenig an und für sich unsterblich, wie das, was man die Seele des Tieres nennt. Die Tätigkeiten der Seele sind an die Organe der Leiblichkeit gebunden; Gehirn, Nerven, Ganglienzellen sind nicht die Erzeuger der Seelentätigkeit, wie der Materialismus lehrt, aber sie sind so gut Träger des natürlichen Seelenlebens wie das Blut der Träger des natürlichen Leibeslebens. Wäre der Mensch nur Tier, so hätte er keinen Anspruch auf Unsterblichkeit. Er ist ein Erbe göttlicher Unsterblichkeit nur vermöge des ihm durch Gottes Schöpfungsodem eingehauchten Geistes Gottes; erst dadurch wurde er zu einer lebendigen Seele. Während wir uns daher gewöhnt haben, von Leib und Seele als den Bestandteilen der Menschennatur zu reden, sollten wir genauer nach dem Vorgang Pauli von Leib, Seele und Geist reden (1. Thess. 5, 23) und Seele und Geist als das natürliche und göttliche im Menschen unterscheiden (vgl. Ebr. 4, 12); heißt doch, was Luther mit dem Ausdruck „natürlicher Leib" in 1. Kor. 15 übersetzt, im Urtext im Gegensatz zum geistlichen Leib der seelische, d. h. der nur beseelte, noch nicht vergeistigte Leib. Denn der Geist ist es, der lebendig macht. So auch ist Christus lebendig gemacht gemäß dem in ihm wohnenden Geiste Gottes und Kraft

dieses Geistes. Alles Menschliche ist sterblich, seit der Fluch der Sünde auf dem Menschen lastet, und Christus, der der Sünde Fluch getragen, hat auch das Menschenlos des Todes in voller Wirklichkeit geteilt. Aber das Göttliche stirbt nicht, und soweit, was an uns menschlich und sterblich ist, aufgesogen ist in dies Göttliche, und verklärt und durchdrungen von dem Geiste Gottes, nimmt es an der Unsterblichkeit teil. Darum, soll der Geist ganz samt Seele und Leib auf die Zukunft Christi bewahret werden (1. Thess. 5, 23), so ist hier mit Recht der Geist vorangestellt, weil Seele und Leib nur soweit diese Hoffnung haben, als sie, vom Geist Gottes geheiligt, selbst vergeistigt sind. Denn so der Geist des, der Jesum von den Toten auferwecket hat, in euch wohnet, so wird auch derselbige, der Christum von den Toten auferwecket hat, eure sterblichen Leiber lebendig machen darum, daß sein Geist in euch wohnet (Röm. 8, 11). Christus, der den Geist ohne Maß hat, in dem der Geist Gottes alles, auch das Leibliche erfüllt und verklärt hat, hat eben darum auch den geistigen Leib in der Auferstehung getragen. Aber schon im Grabe, schon vor der Umkleidung mit diesem neuen Leibe sehen wir ihn im Geiste leben.

Leben aber ist Tun und Wirken. Auch Jesu Leben im Reich des Todes ist ein Wirken; denn in diesem Geiste ist er hingegangen und hat gepredigt den Geistern im Gefängnis, die vor Zeiten nicht glaubten, da Gott harrte und Geduld hatte zu den Zeiten Noahs. In diesen wenigen Worten liegt eine ungeheure Fülle von wertvollen Gedanken. Drei heben wir davon besonders heraus.

Zunächst die Vorstellung eines Gefängnisses für die Seelen von Menschen, die nicht geglaubt haben in den Tagen ihres Leibeslebens. Selbstverständlich ist dieser Gedanke gleichnisartig, nicht buchstäblich zu fassen. Dies Bild schildert den Zustand solcher Seelen als einen Zustand des Abgesperrtseins auf der einen Seite, der Sehnsucht nach Befreiung auf der andern. Das erste deckt sich mit dem früher aus der Schrift gewonnenen Gedanken eines Geschiedenseins des Jenseits vom Diesseits, der Ungläubigen von den Gläubigen,

wie er uns im Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus begegnete. Das zweite Moment ist von größerer Wichtigkeit für die Beurteilung eines inneren Zustandes jener Seelen. Was Jesus, wenn auch im Gleichnis, von dem Empfinden des Mannes in dem Totenreich erzählt, zeigt uns, daß tieferer Seelenvorgänge ein Mensch auch dort noch fähig ist. Sehnsucht nach Erlösung aus der Qual, in der er sich befindet, Sehnsucht nach Erquickung wenigstens in ihr, ja eine Regung von Reue im Gedanken an sein vergangenes unbußfertiges Leben, eine Regung von Mitleid in der Erinnerung an seine Brüder daheim, ein banges Sorgen um ihr ewiges Los, das ihn ergreift, das alles bestätigt uns, daß in der Seele auch nach dem Abschied vom Leibe ein Leben pulsiert, das, dem irdischen Seelenleben verwandt, in Fühlen, Denken, Wollen sich vollzieht. Und die Erlösungssehnsucht dieses armen reichen Mannes entspricht genau dem Zustand des Gefangenen hinter seinen Kerkermauern.

Aber ein Unterschied ist zwischen ihm und diesen Geistern im Gefängnis; ihm, so scheint es, bleibt der Wunsch nach Erquickung unerfüllt, auch der Wunsch, seinen Brüdern Botschaft zu senden. Abweisend und hart klingt Abrahams Antwort trotz der milden Anrede: Mein Sohn. Hier aber wird — und das ist der zweite Punkt, auf den unser Text uns weist — den Gefangenen *gepredigt*. Man hat zwar gemeint, die Predigt Jesu im Sinne einer Ankündigung des ewigen Verderbens für diese Seelen fassen zu sollen — aber dieser Vorstellung war nur eine Zeit fähig, die Jesum wesentlich als den schrecklichen Richter auffaßte, den man mit guten Werken und durch den Dienst der Kirche versöhnen müsse. Heute versteht unter den evangelischen Theologen wohl niemand diese Höllenpredigt Jesu so; vielmehr gilt sie als Gnadenpredigt. Denn dazu, schreibt derselbe Petrus, ist den Toten das *Evangelium* verkündigt, auf daß sie gerichtet werden nach dem Menschen am Fleische, im Geiste aber Gott *leben* (1. Petr. 4, 6). Hier tritt deutlich zutage, daß der Inhalt der Predigt die Anbietung der Gnade im Evangelium, ihr Zweck die Seligmachung auch dieser einst

im Leben ungläubigen Seelen war. Und damit ist eins unzweifelhaft sicher gestellt, daß es nämlich auch in der jenseitigen Welt noch eine Errettung solcher Menschenseelen gibt, die hier nicht errettet worden sind. Diese Überzeugung gewinnt an Kraft durch das Wort Jesu Matth. 12, 31 f.: Wer etwas redet wider den heiligen Geist, dem wird es nicht vergeben, weder in dieser noch in jener Welt — ein Wort, dem doch die Vorstellung von der Möglichkeit einer Sündenvergebung im Jenseits zugrunde liegt.

Hier öffnet sich uns nun ein Ausblick in unendliche Tiefen der Gnade. Es geht nicht an, dies Wort allein zu beschränken auf die Welt vor Noahs und zu Noahs Zeiten. Eine Erlösung dieser noachitischen Welt hat einen Sinn doch nur, wenn in sie einbeschlossen sind Menschen in der gleichen Lage; und nichts steht im Wege, den hier vorliegenden Gedanken einer Gnadenmitteilung an schon Verstorbene im Jenseits auszudehnen auf alle, die nicht glauben wie die Leute zu Noahs Zeit. Warum aber, so kann man fragen, sind gerade die Zeitgenossen Noahs genannt und nur an diese ergeht die Gnadenpredigt? Warum wird dem reichen Mann im Totenreiche diese Gnadenpredigt verweigert? Aber der Unterschied liegt hier auf der Hand. Die Offenbarungsgeschichte Gottes in Propheten und Gesetz beginnt erst mit der neuen Menschheit unter Noahs Nachkommen. Die Zeitgenossen Noahs hatten nicht, was der reiche Mann und seine fünf Brüder hatten, nämlich Mosen und die Propheten. Wer diese hören kann, der kann auch glauben. Wer diese nicht hat, dessen Unglaube trägt nicht im gleichen Maße Schuld an sich, wie der Unglaube solcher, die die Offenbarung Gottes abgelehnt haben. Damit wird freilich der Kreis derer, denen eine Gnadenpredigt Jesu im Jenseits noch gelten kann, wesentlich verengert. Diese Hoffnung gilt nicht denen, welche hier Moses und die Propheten, Jesum und die Apostel, Gesetz und Evangelium, Kirche und Gemeinde, Taufe und Abendmahl hatten und dennoch nicht glaubten, sie gilt nur solchen, denen hier die Möglichkeit zum Glauben nicht gegeben war. Das ist jene ganze Welt, die außerhalb des Kreises

der Offenbarungsgeschichte des alten Bundes lebte, das sind vor allem die Heiden, soweit sie nicht vom Evangelium erreicht wurden. Daß sie nicht neben den Zeitgenossen Noahs erwähnt werden, ist daraus erklärlich, daß das Interesse des Schreibers wie der Leser des ersten Petrusbriefes sich wesentlich auf Israel beschränkt. Paulus, dessen Blick auch die Heidenwelt umspannt, ergänzt diesen Mangel, wenn er im Epheserbrief, wo er die Einheit der heiden- und judenchristlichen Gemeinde betont, schreibt, Jesus sei hinuntergefahren in die untersten Örter der Erde und habe das Gefängnis gefangen geführt (Eph. 4, 8. 10), d. h. diese im Gefängnis harrenden Seelen durch das Blut seines Bundes aus dem Gefängnis erlöst und gleichsam zum Triumph vor seinen Siegeswagen gespannt. Hier sind die Heiden mit eingeschlossen. — Da sind doch ferner auch heute noch Unzählige, die die Gnade nicht erreicht ohne ihre eigene Schuld. Dürfen wir den Gedanken der Höllenfahrt Christi bis in seine letzten Folgerungen durchdenken, so öffnet er uns Erlösungshoffnung für alle jene Millionen Kinder, die, ohne je zum Bewußtsein erwacht zu sein, vielleicht gar ohne Taufe dahinstarben, für jene zahllosen Unglücklichen, die, hart gebunden durch Blödsinn und Irrsinn, vielleicht von Kind auf nie zu einem persönlichen Glaubensleben kommen konnten; ja, ich wage zu sagen, für alle jene Opfer fremder Schuld, denen nie die Möglichkeit eines Glaubens an Jesum gegeben worden ist — Menschen etwa, die in Zeiten allgemeinen Unglaubens lebten, Menschen, denen vielleicht der Christushaß ihrer nächsten Umgebung das Glauben wenigstens fast unmöglich machte, Menschen mit einem Worte, die ohne eigene Schuld nicht glauben konnten in den Tagen ihres Erdenlebens.

Denn — und das ist das dritte und wichtigste, was aus der Geschichte der Hadespredigt Jesu hervorzugehen scheint: gibt es eine Anbietung der Gnade im Jenseits, so muß auch in den Seelen die Möglichkeit einer Annahme der Gnade vorhanden sein, die Möglichkeit einer Entscheidung für oder wider sie, die Möglichkeit einer Bekehrung aus dem Unglauben des Erdenlebens zum Glauben im Zwischenzustand. Das heißt: es

gibt eine Fortentwicklung der Seele auch im Jenseits. Ohne sie wäre jede Heilspredigt dort sinnlos und zwecklos, man müßte denn seine Zuflucht nehmen zu der Vorstellung einer mechanischen Läuterung der Seelen, wie sie uns in der römischen Lehre vom Fegefeuer entgegentritt. Diese Lehre ist aber durchaus unevangelisch, da sie der Anschauung huldigt, als sei der Zwischenzustand ein Zustand der Peinigung der Seele, aus der sie je nach dem Grade ihrer Reinigungsbedürftigkeit früher oder später herauskommt; als sei es den Menschen hier möglich, durch eigene gute Werke, durch Wallfahrten und ähnliches sich im Voraus eine Kürzung dieser hochnotpeinlichen Folterzeit zu erwerben oder durch Messelesenlassen und ähnliche Verrichtungen den Verstorbenen diese Pein zu kürzen! Sie ist irreführend, indem sie den Ernst der Verdammnis auf der einen, die Größe der Gnade Gottes auf der andern Seite schmälert. Sie ist unbiblisch; denn wo von einem Feuer die Rede ist, das dort brennt, ist es gemeint nicht als ein reinigendes, sondern als ein verzehrendes Feuer, sowohl im Alten Testament, wo es heißt, daß der Gottlosen Wurm nicht stirbt und ihr Feuer nicht erlischt, als auch in der viel mißdeuteten Stelle des Neuen Testaments, 1. Kor. 3, 11—15, in der Paulus schreibt: Einen andern Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christ. So aber jemand auf diesen Grund bauet Gold, Silber, edle Steine, Holz, Heu, Stoppeln, so wird eines jeglichen Werk offenbar werden; der Tag wird's klar machen; denn es wird durchs Feuer offenbar werden, und welcherlei eines jeglichen Werk sei, wird das Feuer bewähren. Wird jemandes Werk bleiben, das er darauf gebauet hat, so wird er Lohn empfahen. Wird aber jemandes Werk verbrennen, so wird er des Schaden leiden; er selbst aber wird selig werden, so doch als durchs Feuer. Denn auch hier ist das Feuer des Gerichts lediglich als ein verzehrendes Feuer gedacht, dem alles zum Opfer fällt, was nicht Ewigkeitswert hat. Aber richtig ist an der Lehre vom Fegefeuer die Vorstellung von der Möglichkeit einer jenseitigen Errettung. Diese Errettung hängt aber allewege allein am

Glauben. Darum kann sie nicht mechanisch geschehen, sondern setzt eine Heilsannahme der Seele voraus, die wiederum eine Entwicklungsfähigkeit der Seele zum Glauben hin erforderlich macht.

Dieser Gedanke ist wiederum nach drei Seiten von Wichtigkeit; zunächst im Blick auf die Seelen im Gefängnis. Jene Regungen in der Seele des reichen Mannes in der Qual zeigen uns das Erwachen einer späten Reue, die Umkehr aus der Hartherzigkeit seines Lebens zum Mitleid mit dem Schicksal seiner Brüder. Ob auch ihm noch die Gnade die Brücke geschlagen hat zur Herrlichkeit? Wir wissen es nicht, es scheint nicht so. Aber an und für sich ergibt der Blick ins Gefängnis, wie ihn Petrus uns tun läßt, die Möglichkeit, daß solche Seelen, die nach dem Tode dorthin fahren, ohne hier zum Glauben gelangt zu sein, noch sich bekehren und selig werden können. Man wende hiergegen nicht die Kluft ein, von der Abraham spricht. Sie bezeugt nur, daß ein Übergang von der Qual in Abrahams Schoß, vom Gefängnis ins Paradies und umgekehrt in der Zeit des Zwischenzustandes nicht möglich ist; sie schließt nicht aus, daß eine Seele aus dem Gefängnis noch den Eingang finden kann in das Himmelreich ewiger Seligkeit und am Tage des Gerichts die Botschaft hören darf: Gehe ein zu deines Herren Freude.

Und dann, was sagt uns diese Vorstellung für die im Paradies beim Herrn befindlichen Seelen? Auch für sie gibt es offenbar eine Fortentwicklung. Wohl sind sie bei dem Herrn; keine Qual rührt sie an; auch nicht die Qual der Erde. Es ist in bezug auf diesen Punkt wohl schon oft gefragt worden, ob, wenn auch die Vorangegangenen nicht Zeugen unsers Lebens hier sind, sie nicht doch unser gedenken mögen mit ihrer Fürbitte und Liebe, wie eine Mutter ihrer Kinder in der Ferne gedenkt, mit denen sie keine Verbindung mehr hat. Gewiß: das Gleichnis vom reichen Mann zeigt uns ja beides, Gedenken an die, die da leben und Bitte für sie. Wir können darum zwar nicht die Meinung eines unmittelbaren Verkehrs teilen, wie sie etwa der Freiherr v. Stein hatte, als er auf dem Sterbebette seinem Oberförster sagte: Dann muß ich Ihnen

noch sagen, daß ich fest glaube, daß zwischen den Toten und Lebenden eine innige Gemeinschaft besteht; es wird mir also zum Vergnügen gereichen, wenn ich von oben herab wahrnehme, daß sie meinen Kindern mit der nämlichen Treue und Anhänglichkeit Ihre Dienste widmen, als Sie mir dies getan! wie sie etwa Lavater hatte, der vor seinem Scheiden sagte, er wolle die Seinen nach seinem Tode unsichtbar umschweben und ihnen Gedanken der Ruhe und des Trostes ins Herz flößen. Wohl aber dürfen wir gewiß sein, daß die Liebe stärker ist als der Tod und nimmer aufhört, auch nicht in jener Welt. Das Größte aber, was die Liebe tun kann, ist die Fürbitte. Darum mögen wir uns gewiß von der Fürbitte unserer vorangegangenen Lieben getragen wissen, und mancher Sieg, manche Bewahrung mag eine Frucht dieser Fürbitte sein. Im übrigen aber geht auch dieser Segen allein durch die Vermittlung des erhöhten Herrn, vor dessen Angesicht sie stehen. Diese Nähe Jesu aber, in der die Seelen im Paradiese sind, muß doch auch für sie selbst ein Segen sein. Wie die Blume im Sonnenlicht sich entfaltet, wie die Frucht im Sonnenlicht reift, so dürfen wir für die im Herrn Entschlafenen hoffen auf ein Wachstum in alle dem, was hier nur Keim und Anfang war. Paulus spricht darum von einem Verwandeltwerden von einer Klarheit zur andern (2. Kor. 3, 18), er redet von einer Vollführung des angefangenen guten Werkes des Glaubens in den Christen bis auf den Tag Christi (Phil. 1, 6), er legt Wert darauf, daß Geist, Seele und Leib unsträflich erhalten werden bis auf die Zukunft Christi (1. Thess. 5, 23). Gott sei Dank; wer einmal im Paradiese bei dem Herrn ist, kann nicht wieder verloren gehen; das ist gewißlich wahr; aber wer einmal dort ist, der kann und wird immer herrlicher werden, immer tiefer in seiner Erkenntnis, immer seliger in der Nähe des Herrn, immer reicher im Besitz der Gemeinschaft seines Heilandes.

Und endlich — auch uns Lebenden hat diese gewonnene Gewißheit etwas zu sagen. Wir dürfen nun die im Glauben Entschlafenen schon jetzt in der seligen Nähe des Herrn und in zunehmender Klarheit wissen, dürfen im Blick auf manchen Heim-

gegangenen hoffen, daß die Gnade ihm noch drüben werden wird und dürfen darum unsre Entschlafenen der Barmherzigkeit Jesu befehlen. Sollen und dürfen wir auch für sie beten? Es wird mit dem Gebet für die Verstorbenen viel Mißbrauch getrieben, indem gerade hieraus die Totenmesse entstanden ist. Aber die Sache selbst ist älter und besser, als dieser Mißbrauch. Die alte Kirche hat, wie wir aus den Märtyrerverzeichnissen wissen, für ihre vollendeten Glaubenszeugen gebetet. Das hat freilich nur einen Sinn, wenn es etwas für sie zu bitten gibt, und setzt ein der Entwicklung fähiges Leben voraus. Sollte es ein Unrecht sein, wenn die Liebe fürbittend der Entschlafenen und ihres ewigen Loses gedenkt? Legen wir doch in solchem Gebet nur die Sorge unserer Liebe um ihre ewige Vollendung an Gottes Herz.

Gibt es aber eine Fortentwicklung im Jenseits, so dürfen wir auch für uns selbst Vollendung hoffen. Wer von uns wäre hier schon fertig mit seiner Entwicklung? Und kämen wir noch so weit — im letzten Stündlein würden wir dennoch das Gefühl haben, das Paulus ausspricht: Nicht, daß ich es schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei. Und wie manche Menschenknospe wird vom Sturm gebrochen, ehe alle in ihr schlummernden Keime zur herrlichen Entfaltung gekommen sind, ja vielleicht, ehe sie aus dem Dämmertraum der ersten Lebenstage erwacht ist. Ja, wie oft werden gerade die dahingerafft, von denen wir fast den Eindruck haben, daß sie zu gut für diese Welt sind! Die Entwicklung des inneren Lebens bricht hier mit dem Tode an den verschiedensten Punkten ab. Darum werden wir beim Übergang in die jenseitige Welt auf sehr verschiedenen Stufen der erreichten Reife stehen; die einen werden bei ihrer Verpflanzung ins Jenseits sein wie ein Baum, der schon seine Früchte trägt, die andern vielleicht wie eine Wurzelknolle, aus der eben erst die jungen Triebe herausschauen, die dritten vielleicht gar erst wie ein keimendes Samenkorn. Mancher, der an Jahren hochbetagt war, wird mit seinem inneren Leben als ein Kind erscheinen, und mancher Frühvollendete wird in der Vollreife des Mannesalters prangen

— aber Vollendung harrt ihrer aller noch. Gott sei Dank, daß all die begonnenen Ansätze des Guten nicht im Tode verloren gehen, sondern nur in einem andern Garten und unter günstigeren Wachstumsbedingungen zu Blüte und Frucht sich entfalten werden in der Welt jenseits des Grabes!

Man hat diese Lehre leichtsinnig gescholten, als ersparte sie dem Menschen den Ernst einer diesseitigen Bekehrung. Aber sie wird weniger leichtsinnig erscheinen, wenn wir uns darauf besinnen, daß sie doch nur solchen die Hoffnung jenseitiger Gnade öffnet, die hier nicht zum Glauben kommen konnten, nicht denen, die nicht wollten. Wer hier die Möglichkeit der Willensentscheidung für oder wider den Herrn hat, trägt auch die volle Verantwortung für dieselbe. Die vorgetragene Lehre hat überdies doch ihre sehr ernste Kehrseite in der Erkenntnis, daß die Entwicklung im Jenseits keineswegs ohne weiteres und immer aus der Unentschiedenheit zur Entscheidung für den Herrn zu führen braucht, daß sie sehr wohl auch in der vielleicht schon hienieden anfänglich eingeschlagenen Richtung in der Feindschaft wider den Herrn zur bewußten Verstockung führen kann. Und dann — mag auch auf dem Umwege durch eine lange Entwicklung hindurch auch den Geistern im Gefängnis die Möglichkeit einstiger Errettung winken — wer wäre so töricht, den Umweg zu wählen, wo der Weg einer diesseitigen Entscheidung geradezu in das Paradies der Gemeinschaft Christi führt? Endlich aber: alle Gnadenpredigt kann von Leichtsinnigen mißbraucht werden, diese Botschaft einer jenseitigen Rettung nicht mehr als die evangelische Predigt von der Gerechtigkeit aus Gnaden allein durch den Glauben. Und eben dieser Mißbrauch der Gnade schlösse von ihrem Empfang aus. Uns aber soll diese Überzeugung nur die Größe und Herrlichkeit des Erlösers aller Welt vors Auge stellen und die Barmherzigkeit und Allmacht Gottes preisen lehren, der auch dem Tode noch seine Beute entreißen kann; denn Christus hat dem Tode die Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen an das Licht gebracht. Amen.

VI.

Die Auferstehung der Toten.

1. Kor. 15, 35—49. Möchte aber jemand sagen: Wie werden die Toten auferstehn? und mit welcherlei Leibe werden sie kommen? Du Narr, das du säest, wird nicht lebendig, es sterbe denn. Und das du säest, ist ja nicht der Leib, der werden soll, sondern ein bloß Korn, etwa Weizen oder der andern eins. Gott aber gibt ihm einen Leib, wie er will, und einem jeglichen von den Samen seinen eignen Leib. Nicht ist alles Fleisch einerlei Fleisch, sondern ein ander Fleisch ist der Menschen, ein andres der Fische, ein andres der Vögel. Und es sind himmlische Körper und irdische Körper. Aber eine andre Herrlichkeit haben die himmlischen und eine andre die irdischen. Eine andre Klarheit hat die Sonne, eine andre Klarheit hat der Mond, eine andre Klarheit haben die Sterne; denn ein Stern übertrifft den andern nach der Klarheit. Also auch die Auferstehung der Toten. Es wird gesäet verweslich und wird auferstehen unverweslich; es wird gesäet in Unehre und wird auferstehen in Herrlichkeit; es wird gesäet in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft. Es wird gesäet ein natürlicher Leib, und wird auferstehen ein geistlicher Leib. Ist ein natürlicher Leib, so ist auch ein geistlicher Leib, wie es geschrieben stehet: Der erste Mensch, Adam, ward zu einer lebendigen Seele und der letzte Adam zum Geist, der da lebendig macht. Aber der geistliche Leib ist nicht der erste, sondern der natürliche; danach der geistliche. Der erste Mensch ist von der Erde und irdisch, der andre Mensch ist der Herr vom Himmel. Welcherlei der irdische ist, solcherlei sind auch die irdischen; und welcherlei der himmlische ist, solcherlei sind auch die himmlischen. Und wie wir getragen haben das Bild des irdischen, also werden wir auch tragen das Bild des himmlischen.

Unsre Betrachtung der letzten Dinge führt uns heute einen großen Schritt weiter. Wir hatten zuerst vor dem

dunklen Tor des Todes gestanden, wir waren dann durch das Dämmerlicht eines geheimnisvollen Zwischenzustandes gegangen, wir haben das Dasein jenseits des Grabes als ein Leben verstehen gelernt vor und in dem lebendigen Gott. Nun leuchtet das Morgenrot des jüngsten Tages auf, und die Posaunen klingen im Morgenglanz der Ewigkeit wie ein Weckruf für die Toten: Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Staub, nach kurzer Ruh. Wir stehen vor dem Rätsel der Auferstehung der Toten.

Die Frage nach dem Wann und Wie des jüngsten Tages lassen wir in diesem Zusammenhang unerörtert, sie würde in eine Reihe von Betrachtungen über die Weltvollendung gehören, weniger in den Gedankenkreis der uns beschäftigenden Fragen nach der Vollendung des einzelnen Lebens, des persönlichen Menschendaseins in der Ewigkeit. Wir verzichten auch auf eine Erörterung des Problems einer ersten und einer zweiten Auferstehung, weil dies nicht ohne Verständigung über die Wiederkunft Christi, das tausendjährige Reich und ähnliche Punkte behandelt werden könnte. Wir setzen das Zusammenfallen der Auferstehung mit dem Anbruch des jüngsten Tages, wie dies die biblische Vorstellung ist, als allgemein angenommen voraus.

Aber mit dem Gedanken an die Auferstehung tritt ein durchaus neues und eigenartiges, dem Christentum allein gehöriges Moment in den Kreis unserer Betrachtungen. Bisher haben wir nur von Leben und Unsterblichkeit gesprochen. Die Überzeugung einer Fortdauer des Seelenlebens über den Tod hinaus ist ein Gemeingut aller Menschen, aller Religionen. Aber mit ihr verbindet sich nun die Vorstellung eines leiblichen Lebens auch im Jenseits. Dieser Gedanke ist durchaus einzigartig erwachsen auf dem Boden des Evangeliums. Das Heidentum wie das Judentum kennt das Jenseits nur als einen Zustand leibloser Schattenhaftigkeit. Man hat in neuster Zeit mit Recht darauf hingewiesen, wie diese Vorstellung aus den Beobachtungen des Traumlebens sich erklärt, das uns die Verstorbenen als Lebende erblicken läßt, wenn auch nur

als „Seel' und Schattengebild'", das im Augenblick des Erwachens zerrinnt. Die einzige Stelle, die man für Auferstehungshoffnung aus dem Alten Testamente anführen könnte, ist Hiob 19, 25—27, die nach der revidierten Übersetzung lautet: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt; und als der letzte wird er über dem Staube sich erheben, und nachdem diese meine Haut zerschlagen ist, werde ich ohne mein Fleisch Gott sehen. Denselben werde ich mir sehen, und meine Augen werden ihn schauen und kein Fremder. Aber diese Stelle besagt nur, daß Hiob hofft, nach seinem Tode werde ein schon jetzt lebender Erlöser ihm erstehen, ein Erlöser, der seine Unschuld an den Tag bringen werde, während er selbst, wenn diese seine Haut zerschlagen sein werde, ohne sein Fleisch Gott schauen wolle, enthält also so wenig die Vorstellung einer Auferstehung, wie das bekannte lateinische Wort: „Möge dereinst ein Rächer erstehn aus unsren Gebeinen", so wenig, daß im Gegenteil bei allem Unsterblichkeitsglauben, den es atmet, der Gedanke einer leiblichen Auferstehung ganz ausgeschlossen scheint.

Diese Hoffnung, die nirgends im Gebiet der Beobachtung oder der Erfahrung eine Analogie und eine Stütze hat, ruht eben einzig und allein auf der Tatsache der Auferstehung Jesu Christi. Diese Auferstehung Jesu als Tatsache zu erweisen, ist hier nicht der Ort. Die Frage nach ihrer Wirklichkeit ist so vielseitig und weitschichtig, daß sie nur im Zusammenhang behandelt werden kann; ein Versuch ihrer Beantwortung ist am Schluß unsrer Betrachtungen angefügt, um ihren Gedankenfortschritt nicht zu unterbrechen. Wir nehmen sie zunächst als Tatsache an, auf die sich unsere Hoffnung gründet. Ohne sie wäre der ganze christliche Auferstehungsglaube völlig unerklärlich; wie sollte ein Mensch auf diese aller Vernunft widerstreitende Ansicht kommen, daß, was der Verwesung gehört, einmal neu belebt werden soll? Freilich ist der Zusammenhang zwischen der Auferstehung Jesu und unserer Auferstehung nicht ohne weiteres klar. In Korinth, an dessen Gemeinde Paulus die Worte unsres Textes geschrieben, gab man — und das ist für die Glaubwürdigkeit

der Osterberichte überaus wichtig — die Auferstehung Jesu zu, aber nicht die Auferstehung der Toten überhaupt; man meinte wohl, erstere erkläre sich genügend aus der Einzigartigkeit Jesu, ohne daß daraus folgen müsse, daß, was von ihm gilt, auch von uns gelten sollte. Paulus weist dem gegenüber darauf hin: Wenn die Toten nicht auferstehen, so ist Christus auch nicht auferstanden. Christus ist ihm ja der zweite Adam, der Anfänger einer neuen Menschheit, er das Haupt und wir die Glieder. Durch sein Eingehen in unser Menschsein gehört er zu uns und wir zu ihm. Darum ist auch seine Auferstehung Grund und Bürge unsrer Auferstehung. Lässet auch ein Haupt sein Glied, welches es nicht nach sich zieht?

Aber wenn uns auch das im Glauben gewiß ist, daß wir einmal Auferstehung feiern werden ebenso, wie Jesus, dessen verklärte Leiblichkeit seine Jünger geschaut haben, so bleibt trotzdem die Frage, die Paulus in unsrem Text aufwirft, noch offen: Wie werden die Toten auferstehn und mit welcherlei Leib werden sie kommen? In seiner Antwort gibt er zwei einander scheinbar widersprechende Sätze: der Auferstehungsleib ist derselbe, wie unser irdischer Leib und: der Auferstehungsleib ist anders, als unser irdischer Leib. Und doch liegt gerade in diesem Gegensatz die Lösung des Geheimnisses.

Paulus bedient sich, um seine Gedanken klar zu machen, des Bildes vom Samenkorn. Dies Bild stammt übrigens aus dem Munde Jesu selbst, der im Blick auf seinen Tod und die durch ihn allein bedingte und ermöglichte Frucht seines Lebens und Wirkens die Worte gesprochen: Es sei denn, daß das Weizenkorn ersterbe, so bleibt es allein, wo es aber erstirbt, so bringt es viele Früchte. Dies Bild ist uns allen so geläufig geworden, daß wir unsre Begräbnisplätze einfach „Gottesäcker" zu nennen pflegen. Dies Bild ist zutreffend, wie wenige. Wie das Samenkorn in die Erde gesenkt wird, wie dem Schoß der Erde der Sämann seine Saat vertraut und hoffet, daß sie keimen werde, so legen wir die Leiber unsrer Toten und einst legt man unsre Leiber in das Grab. Es

sei dabei bemerkt, daß die Auferstehungshoffnung keineswegs an der Sitte des Begräbnisses hängt. Hoffen wir doch auch Auferstehung für jene auf Scheiterhaufen verbrannten Märtyrer, deren Asche in den Fluß gestreut wurde, für die Opfer von Brandkatastrophen oder Schiffsunglücksfällen, die hunderte in den Tiefen des Meeres begraben oder sie zur Speise der Fische gemacht haben. Unser Festhalten am Begräbnis hat keine dogmatischen Gründe. Man hat allerdings sich darauf berufen, daß der Leib nach dem Worte Gottes wieder zur Erde werden soll, von der er genommen ist und hierauf die Forderung seiner Bettung in die Erde gegründet. Jedoch findet eine Auflösung der Materie, aus der der Menschenleib gebildet ist, in ihre einzelnen Bestandteile auch bei der Verbrennung statt. Ist doch die Verwesung, chemisch betrachtet, auch weiter nichts als ein Verbrennungsprozeß. Wichtiger scheint die Berufung darauf, daß ein Christ kein Recht habe, über seinen Leib selbständig zu verfügen oder ihn dem von Gott geordneten natürlichen Verwesungsprozeß zu entziehen. Indessen diese These hat doch ihre bedenklichen Konsequenzen; sie würde dem Christen auch verbieten, sich operieren und amputieren zu lassen oder dem in einer schweren Erkrankung beginnenden Vorgang einer Auflösung seiner Leiblichkeit gegenüber zum Arzt und seinem helfenden und rettenden Eingriff seine Zuflucht zu nehmen. Wohl aber gründet sich das christliche Begräbnis auf die durch Christi Begräbnis geheiligte Sitte, Christi Begräbnis aber will uns als eine providentielle Fügung erscheinen, wenn doch sonst die Leichname der Gerichteten in die Feuerflammen, die im Tal Hinnom zur Verzehrung alles Unrats der Großstadt dauernd in Brand gehalten wurden, geworfen zu werden pflegten. Und dann entspricht allerdings der Vorgang des Begrabens am meisten der Vorstellung des Säens, denn Samenkörner werden eben nicht verbrannt, um zu keimen, sondern in den Schoß der Erde gesenkt. Und Samenkörner sind es, mit Tränen gesäet, die wir ins Grab legen — ins Grab legen zur Verwesung. Denn, das du säest, wird nicht lebendig, es

sterbe denn. Der Gedanke an die Verwesung hat ja wohl für den natürlichen Menschen und sein ästhetisches Empfinden etwas grauenvolles; vielleicht verliert er einen Teil seines Schreckens, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß Verwesung doch die natürliche Ordnung und die unerläßliche Bedingung keimenden Lebens ist. Das Samenkorn muß verwesen, wenn es aufgehen soll, und auch für den natürlichen Leib gibt es nur einen Übergang zum Leben, das ist die Verwesung, die Auflösung in ein scheinbares Nichts. Die Sitte der ägyptischen Balsamierung der Leichen, wie sie ja heute auch wohl noch bei Herrschern und Königen angewendet wird, erscheint durch nichts im christlichen Sinne gerechtfertigt. Daß natürlich die Konservierung eines Leichnams seine Auferstehung nicht ausschließt, versteht sich für den allmächtigen Gott von selbst. Auch die Mumie ist schließlich doch nur Staub.

Aber das Bild vom Samenkorn trägt in sich noch einen tiefern Gedanken: es ist der der Identität, der Gleichheit zwischen dem, was gesäet wird und dem, was aus dem Korn einst aufsprießt. Aus einem Weizenkorn wird nie eine Rose, nur wieder Weizen. Was gesäet wird, ist dasselbe, das lebendig wird, was aufersteht, ist dasselbe, was gesäet ward. Der verklärte Leib Jesu trägt die Wundenmale, die sein natürlicher Leib am Kreuze empfangen; es ist der gleiche Leib. Aus dieser biblischen Vorstellung im Zusammenhang mit jener vorhin erwähnten irrtümlich übersetzten und falsch verstandenen Hiobstelle ist der bekannte Vers geflossen, der der Kurfürstin Luise Henriette zugeschrieben wird:

Dann wird eben diese Haut
Mich umgeben, wie ich gläube,
Gott wird werden angeschaut
Dann von mir in diesem Leibe,
Und in diesem Fleisch werd' ich
Jesum sehen ewiglich.

Diese Vorstellung erhält auch Vorschub durch die Fassung des dritten Artikels in unsrem apostolischen Glaubensbekenntnis: Ich glaube eine Auferstehung des Fleisches. Dieser Ausdruck

ist vielfach angegriffen worden. Schon Luther hat um seiner Mißverständlichkeit willen gesagt: „Auf recht deutsch würden wir hier also reden: Auferstehung des Leibes; doch liegt nicht große Macht daran, so man nur die Sache recht verstehet." Andre haben zur Erklärung dieses Ausdrucks darauf hingewiesen, daß im alttestamentlichen Sprachgebrauch die Menschheit im allgemeinen als „alles Fleisch" bezeichnet wird und finden in ihm nur die Bezeugung der Allgemeinheit der Auferstehungshoffnung für alle Menschen. Immerhin wird man doch zugeben müssen, daß der Satz, auch wenn man ihn im Sinn der Wiederbelebung der Substanz des menschlichen Leibes versteht, seinen festen biblischen Grund hat. Sagt doch der auferstandene Herr selbst von sich, daß er „Fleisch und Bein" habe (Luk. 24, 39); er nimmt sogar Speise zu sich zum Beweis der Leibhaftigkeit seiner Erscheinung, und Petrus bezeugt, daß er und seine Mitapostel mit ihm gegessen und getrunken haben, nachdem er auferstanden war von den Toten (Apostelgesch. 10, 41) und sagt von ihm, daß sein „Fleisch" die Verwesung nicht gesehen hat (Apostelgesch. 2, 21). Aber was von ihm gilt, hat seine Wahrheit auch für uns, deren verklärte Leiblichkeit ähnlich sein soll seinem verklärten Leibe (Phil. 3, 21). Man darf also gewiß von Wiederbelebung dieses Fleisches reden. Nur ist der Sinn dieses Satzes unmöglich der, daß die fleischliche Substanz unsrer Leiblichkeit ohne weiteres, wie sie ist, und als solche auferstehen und in ihrem irdischen Zustand wieder hergestellt werden soll. Denn, so gewiß nach 1. Thess. 5, 23 der Geist ganz samt Seele und Leib, d. h. die ganze geist-leibliche Persönlichkeit des Menschen bewahrt werden soll auf den Tag Christi, so spricht Paulus doch anderseits unzweideutig genug aus, daß Fleisch und Blut das Reich Gottes nicht ererben können (1. Kor. 15, 50). Darum nimmt er, gewiß auch hier, wie bei seiner ganzen Lehre von den letzten Dingen, auf Grund eines Herrenwortes (1. Thess. 4, 15) für diejenigen, welche die Wiederkunft des Herrn erleben, an, daß sie werden verwandelt werden (1. Kor. 15, 51), um alsdann dem Herrn entgegen entrückt werden zu können (1. Thess. 4, 17). Ja er wünscht für sich

persönlich diesen Tag zu erleben, um dann nicht erst im Tode des Erdenleibes entkleidet, sondern mit der Behausung, die vom Himmel ist, überkleidet zu werden (2. Kor. 5, 1. 2). Das Verwesliche muß eben erst anziehen die Unverweslichkeit, und das Sterbliche muß erst anziehen die Unsterblichkeit, ehe es das Reich Gottes ererben kann, d. h. es muß mit Fleisch und Blut eine Verwandlung vor sich gehen, ehe sie am ewigen Leben Teil haben können. Man kann wohl annehmen, daß dies der Weg gewesen wäre, auf dem die Menschheit den Übergang aus dem irdischen in ein ewiges Leben vollzogen haben würde, wenn nicht die Sünde dazwischen gekommen wäre. Nun ist diese Verwandlung, diese Überkleidung nur denen vorbehalten, die Christi Wiederkunft erleben. Die andern aber müssen um der Sünde willen diese Verwandlung, die jene plötzlich, in einem Augenblicke erleben werden (1. Kor. 15, 52), in der Verwesung des Todes durchmachen, damit das Fleisch fähig werde der Teilnahme am Himmelreich. Muß doch auch der Same erst sterben und verwesen, ehe er lebendig werden kann. So wird tatsächlich der Auferstehungsleib derselbe sein wie der irdische, aus Fleisch gebildete, nur daß das Fleisch verwandelt und verklärt wird. So sagt Luther, indem er von der Vergebung der Sünden zur Auferstehung des Fleisches überleitet: „Weil die Heiligkeit angefangen ist und täglich zunimmt, warten wir, daß unser Fleisch hingerichtet und mit allem Unflat bescharret werde, aber herrlich herfürkomme und auferstehe zu ganzer und völliger Heiligkeit in einem neuen ewigen Leben." So ist also das der Sinn der Auferstehung des Fleisches, daß der in der Auferstehung uns zu teil werdende verklärte Leib nicht einfach eine Neuschöpfung ist ohne Zusammenhang mit unsrem irdischen Dasein, sondern an den Fleischesleib anknüpft, den wir hienieden trugen, und aus ihm hervorgeht, wie die Pflanze aus dem Samenkorn.

Diese Selbigkeit des verklärten und des fleischlichen Leibes erklärt die Wundenmale an den Händen und der Seite des auferstandenen Herrn. So werden auch die Spuren von Wunden und Gebrechen dieser armen Leiblichkeit an jener

sichtbar sein, aber dann gewiß nur wie die ausgeheilten ehrenvollen Narben des Kriegers. Man hat wohl gefragt, ob Krüppel auch in jener Welt Krüppel, Blinde Blinde bleiben werden. Dagegen sprechen unzweifelhaft nicht zwar die alttestamentlichen Verheißungen vom Gehen der Lahmen, vom Sehen der Blinden, vom Hören der Tauben, vom Reden der Stummen — denn diese beziehen sich ja nur auf die messianische Zeit hienieden — wohl aber die Tatsache, daß Jesus all diese Gebrechen geheilt hat. Und konnte er sie schon hier heilen, wie vielmehr werden sie in der Ewigkeit ausgeheilt sein! Aber anderseits sind die Wundenmale, in die Thomas seine Finger gelegt hat, Zeugen dafür, daß auch an den Auferstandenen die Spuren ehemaliger Leiden und Gebrechen — nun aber nur zur größeren Ehre des Herrn, der sie geheilt hat — sichtbar sein werden. Denn es ist eben das, was gesäet wird und das, was auferstehen wird, dasselbe, ob auch jenes in Schwachheit, dieses in Herrlichkeit ist.

Denn — und das ist das dritte Moment, das in diesem Bilde liegt: wie in dem Samenkorn das künftige Gewächs schon im Keim enthalten und in seiner Art bestimmt ist, so auch trägt dieser sterbliche Leib in sich den Keim des künftigen Leibes. Wie? — wer will das sagen? Nicht die Vergeistigung der Materie, wie die einen sie annehmen, nicht die Vergröberung des Geistes, wie die andern sagen, nicht der Astralleib, wie man den Organismus feinerer, schon im Nervensystem des Menschen angenommener Stoffe genannt hat, nicht der Spiritismus, nicht die Naturphilosophie Fechners, dem auch der Staub und der Stein als beseelt gelten, lösen das Rätsel. Wie, das mag uns auch gleich sein, wenn wir das Zeugnis haben, daß wir schon im sterblichen Leib den Keim des künftigen tragen, daß also in gewissem Sinne jener Leib diesem gleich sein wird. Wir möchten glauben, daß gemäß der Bezeichnung eines geistlichen Leibes dieser Keim selbst im Geistesleben eines Menschen liegt. Man kann aber Seele und Leib nicht ohne weiteres trennen; sie hängen eng zusammen. Seelische Eigentümlichkeiten prägen sich im Körperlichen aus, im Ge-

sichtsausdruck, im Blick des Auges, in der Haltung des Körpers; selbst die Geschlechtsunterschiede des Menschen liegen doch tiefer als nur im Körperlichen, sie liegen in dem Unterschied der Begabung, der Anlage, des Naturells begründet. Martensen hat in seiner Ethik überaus feinsinnige Ausführungen über den Unterschied des männlichen und des weiblichen Naturells gemacht, die die Überzeugung festigen, daß der Unterschied der Geschlechter trotz aller modernen Gleichmacherei seelisch tief begründet ist. Es ist, mit dem Dichter zu sprechen, der Geist, der sich den Körper baut, schon hier in gewisser Weise. Der altenglische Dichter Spencer hat das in dem Verse ausgesprochen:

Denn jeder Geist, je reiner seine Kraft,
Je mehr des Himmelslichtes in ihm war,
Um desto schöner seinen Leib er schafft,
Den er bewohnt und schmückt ihn wunderbar
Mit Lieblichkeit und Anmut hell und klar.
Denn von dem Geist hat er die Form erhalten,
Denn Geist ist Kraft — er muß den Leib gestalten.

Als einen Beweis hierfür führt Böhner in seinem „Leben und Weben der Natur" folgendes Ereignis an: Als einst am Hofe der Viskonti unter vielen edlen Herren auch Petrarca stand, gab Galeazzo, Herzog von Mailand, seinem jungen Knaben die Aufgabe, unter den Anwesenden den weisesten herauszusuchen. Der Knabe sah die Anwesenden eine Weile an, dann ergriff er die Hand Petrarcas und führte ihn seinem Vater zu — zur großen Verwunderung aller Anwesenden. So deutlich drückt der Adel der Seele dem Leibe den Stempel der Würde auf, daß ein Kind ihn erkennt. Man kann es auch erleben, daß Menschen mit einem starken Geist den Körper geradezu zu einer Bedeutungslosigkeit herabdrücken, die mit der beliebten Lehre des Monismus von der Alleinherrschaft des Stoffs schwer zu vereinigen ist. Wem wären nicht Menschen begegnet, deren leibliches Leben schon hier geradezu vergeistigt ist, bei denen man das Gefühl hat, daß der Leib wirklich nur ein Kleid ist, das sie getrost abstreifen

könnten, ohne daß ihre Persönlichkeit dadurch geschädigt würde? Wieviel mehr sollte der in der Ewigkeit zu seiner Vollendung ausgereifte Geist, befreit von den Schranken und Fesseln der Erde, sich seinen geistlichen Leib zu bauen imstande sein, d. h. dem Leib, den er hernachmals tragen wird, das Gepräge seiner geistigen Eigenart aufdrücken! Darum bleibt gewiß auch die Individualität erhalten in der Ewigkeit, und wenn auch an den für die Menschen trennenden Unterschieden alles in Wegfall kommen muß, was aus dem Fleisch und dem Blute in seiner irdischen Art stammt, was seelische Gründe hat, wird gewiß auch in jener Welt sich irgendwie in neuen Unterschieden ausprägen. Wir werden später sehen, wie sich von hier aus die Fragen nach der Fortdauer verwandtschaftlicher Beziehungen und ähnliche beantworten.

Aber hiermit sind wir schon zu dem zweiten Grundsatz des Apostels gekommen, daß nämlich der irdische Leib mit dem verklärten Leibe nicht einfach gleich, sondern anders geartet ist, als jener. Gerade dies drückt ja das Bild vom Samenkorn aus. Gewiß, was aufgeht aus solchem Weizenkorn, ist wieder Weizen — aber es ist doch etwas anderes, es ist nicht wieder Korn, sondern Halm, es ist nicht Keim, sondern Entfaltung, es ist aus jenem hervorgegangen und ist doch eine ganz andre Daseinsform als jenes. Das du säest, ist ja nicht der Leib, der werden soll, sondern ein bloß Korn, Weizen oder der andern eins. Gott aber gibt ihm einen Leib — sagen wir, eine neue Gestalt, ja einen neuen Organismus, wie er will und einem jeglichen von den Samen einen andern, seinen eigenen, d. h. den ihm entsprechenden Leib. Wenn Paulus nun im folgenden von der Verschiedenheit des Fleisches bei Mensch, Vieh, Fischen und Vögeln und von der Verschiedenheit der siderischen Körper, Sonne, Mond, Sterne redet, so wird freilich die neuere Naturwissenschaft hiergegen mit Leichtigkeit ihre Ergebnisse ins Feld führen und sagen, daß die Entwicklungslehre die materielle Verwandtschaft aller jener Lebewesen und die Spektralanalyse die chemische Gleichheit aller in

unserm Planetensystem sichtbaren Weltkörper nachgewiesen habe. Das ändert an der Tendenz der Ausführungen des Apostels nichts; ihm kommt es hier nicht auf eine naturwissenschaftliche oder astronomische Aussage an, sondern darauf, an einem sinnfälligen Bild die Mannigfaltigkeit des Lebens und seine Gestaltung in Gottes Schöpfungswelt klar zu machen. Eben diese Mannigfaltigkeit begründet seine Vorstellung, daß Gott, der den Menschen auf Erden diesen ihren natürlichen Leib gegeben, ihnen in der Ewigkeit wohl einen andern, einen geistlichen, einen verklärten Leib bauen kann, der von diesem trotz seiner innersten Verwandtschaft sich gegensätzlich scheidet: dieser verweslich, jener unverweslich, dieser verächtlich, jener herrlich, dieser schwach, jener kraftvoll, dieser natürlich, jener geistlich, dieser wie der Leib des ersten Adam, jener wie der Leib des auferstandenen zweiten Adam Jesus Christus, welcher, wie er an die Philipper schreibt, unsern nichtigen Leib verklären wird, daß er ähnlich werde seinem verklärten Leibe.

In dem letztgenannten Paar von Gegensätzen zwischen dem natürlichen Leib und dem geistlichen faßt sich der Unterschied am deutlichsten und umfassendsten zusammen. Wir verstehen unter einem geistlichen Leib nicht etwa nur einen Leib, der den Schranken der Natur in Zeit und Raum entnommen ist. Jesu Leib trägt ja diese Eigenschaften und Eigentümlichkeiten an sich; für ihn sind nur die Gesetze des Geistes maßgebend, wenn er bei verschlossenen Türen eintritt, zu seinen Jüngern sich in fremder Gestalt gesellt, vor ihren Augen entschwindet — übrigens eben dies die Voraussetzung einer leiblichen Gegenwart des auferstandenen Herrn mit seinem wahren Fleisch und Blute im Abendmahl. Wir verstehen darunter mehr als das: einen Leib unter der Alleinherrschaft des göttlichen Geistes, nicht mehr im Bann der Natur und ihrer Gewalten. Es ist ja schon hier das Ziel auch unsres leiblichen Lebens, daß in unsren sterblichen Gliedern nicht die Sünde herrsche, sondern, daß sie Gott zu Werkzeugen seines heiligen Geistes dienen. So wird auch einmal nicht etwa nur unser Geist, unser geistiges Sein und Wesen, sondern Gottes heiliger Geist

das gestaltende und beherrschende in dem verklärten Leibe sein; denn wie wir getragen haben das Bild des irdischen (Menschen Adam) also werden wir auch tragen das Bild des himmlischen (Menschen Jesus Christus). Adams Kinder sind wir allzumal von Natur, Gotteskinder nur durch die in Christo gegebene Herrschaft des heiligen Geistes; welche Gottes Geist treibt, die sind Gottes Kinder.

Wir haben früher gesehen, wie das jenseitige Leben eine Fortsetzung und Vollendung des diesseitigen ist. Das gilt auch von der Leiblichkeit. Es ist für die Ewigkeit nicht belanglos, wie hier unser leibliches Leben sich gestaltet, ob in ihm die Natur herrscht oder Gottes es heiligender, verklärender, bis in seine Tiefen durchwaltender Geist; denn, so Christus in euch ist, schreibt Paulus an die Römer (8, 10—11), so ist der Leib zwar tot um der Sünde Willen, der Geist aber ist Leben um der Gerechtigkeit willen. So nun der Geist dessen, der Jesum von den Toten auferwecket hat, in euch wohnet, so wird auch derselbige, der Christum von den Toten auferweckt hat, eure sterblichen Leiber lebendig machen um dessentwillen, daß sein Geist in euch wohnet.

Es gibt einen einseitigen Materialismus, der nur dem Leibe, dem Fleisch, der Materie ihr Recht gibt, den Geist aber leugnet; es gibt auch einen übertriebenen Spiritualismus, der im natürlichen wie im geistlichen Leben nur das Recht des Geistes anerkennt, aber für das Materielle keinen Sinn hat und dies als an und für sich böse verachtet. Im Christentum ist das Gegengewicht gegen beides in der Idee eines geistlichen Leibes; hier ist dem Fleisch gegenüber das Recht des Geistes gewahrt, aber der Verflüchtigung des Leiblichen gegenüber auch das Recht des gotterschaffenen Leibes. Denn wie am Anfang der Menschheitsgeschichte die leibliche Erschaffung des Menschen steht, so am Ende die leibliche Neugestaltung zum verklärten Leibe; denn, wie Ötinger gesagt: Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes.

Auf dem Kirchhof der Gartenkirche in Hannover liegt ein seltsames Grab. Dort, wo auch Charlotte Kestner ihre letzte

Ruheſtätte gefunden hat, hat einſt ein Mann ſeine Gattin gebettet und mächtige Steinquadern über ihr Grab aufgetürmt. Sie tragen die Aufſchrift: „Dieſes auf ewig gekaufte Erbbegräbnis darf nie geöffnet werden.“ Aber Gott hat es geöffnet. In den Ritzen zwiſchen dieſen Quadern hat das Samenkorn einer Birke ein Krümchen Erde gefunden und Wurzel geſchlagen; ihre Wurzeln aber haben die Quadern auseinandergeriſſen und haben ſich unter ſie geſchoben und ſie hochgehoben — eine ſtumme Predigt, daß der Herr Macht hat, auch verſchloſſene Gräber aufzutun — an jenem Tage, wenn die letzt' Poſaun' erklingt, die auch durch die Gräber dringt, ein ſtummes Amen zu unſrem Bekenntnis: Ich glaube eine Auferſtehung des Fleiſches. Amen.

VII.

Vor dem Richtstuhl Christi.

2. Kor. 5, 10. Wir müssen alle offenbar werden vor dem Richtstuhl Christi, auf daß ein jeglicher empfange nach dem er gehandelt hat bei Leibesleben, es sei gut oder böse.

Die letzten Dinge, die uns im Zusammenhang unsrer Betrachtungen beschäftigen, haben, wenn man so sagen soll, eine dreifache Bühne, auf der sie sich abspielen. Ganz in das Diesseits fiel noch unsre Betrachtung des Todes; zwischen zwei Welten, dem Schauplatz des zeitlichen und dem Zustand eines ewigen Daseins, befanden wir uns mit den Fragen nach jenen geheimnisvollen Vorgängen, die zwar jenseits des Grabes, aber noch diesseits des jüngsten Tages sich abspielen. Mit unsrer letzten Betrachtung über die Auferstehung sind wir an dem Morgen jenes Tages angelangt, der die Ewigkeit umspannt. Und die Vorgänge dieses letzten Aktes sind es, die uns im Folgenden noch beschäftigen werden.

Er kommt zum Weltgerichte. Daß Jesus dies sein Kommen verheißen hat, unterliegt keinem Zweifel. Die Beurteilung dieser seiner Wiederkunftsweissagungen hat im Laufe der letzten Jahre erheblich gewechselt; früher wollte man uns glauben machen, sie seien ein fremdartiger Einschlag in seiner Lehre, nur den landläufigen Volksvorstellungen angepaßt; in der neusten Zeit erklärt man gerade diese Vorstellungen als den Ausgangspunkt der ganzen Weltanschauung und Sittenlehre Jesu; sein ganzes Sinnen und Denken, so sagt man, sei auf den nahen

Weltuntergang gestimmt gewesen. Das eine scheint so einseitig, wie das andre. Der Eindruck, den unbefangene Schriftlesung erweckt, ist vielmehr der, daß Jesus den im Alten Testament häufigen Gedanken an den Tag des Herrn um so schärfer zum Ausdruck gebracht hat, je mehr die Erfahrung des Unglaubens seiner Feinde eine Zuspitzung der ganzen Verhältnisse, eine Scheidung der Welt in Gläubige und Ungläubige, in Gerettete und Verlorene erwarten ließ. Anfangs vor die Welt tretend als ihr Retter, wird Jesus mehr und mehr von der Welt gezwungen, ihr Richter zu werden. Denn Gnade, die man zurückstößt, wird zum Gericht.

Darum steht denn auch im Mittelpunkt des jüngsten Tages das Gericht. Versenken wir uns in diesen Gedanken, so müssen wir uns zunächst nach drei Seiten die Bedeutung dieser Vorstellung eines jüngsten Gerichts auseinanderlegen.

Zunächst handelt es sich also um ein Gericht, ein göttliches Gericht. Es ist eine allgemeinreligiöse Vorstellung, daß Gott Richter ist; dem Wesen der Heiligkeit oder Erhabenheit Gottes entspricht durchaus die Annahme der Menschen, daß menschliches Tun und Lassen an Gott seinen Richter findet. Gottes Augen sind eben allsehend auch da, wo menschliches Handeln ohne Zeugen ist, Gottes Arm ist allmächtig auch gegenüber dem Missetäter, der sich dem strafenden Arm der menschlichen Gerichtsbarkeit entzogen hat; seiner Gerechtigkeit vermag niemand zu entrinnen; führe ich gen Himmel, so bist du da, bettete ich mich in der Hölle, siehe so bist du auch da. Und so unbestechlich ist diese Gerechtigkeit Gottes, daß seine Gerichte recht sind; da gilt kein Ansehen der Person, da herrscht keine Begünstigung oder Parteilichkeit, da wird ein jeglicher empfangen, nachdem er gehandelt hat bei Leibesleben. Diese Vorstellung eines göttlichen Gerichts ist nun auch allgemein christlich. Die alttestamentliche Prophetie hat den großen und schrecklichen Tag des Herrn verkündigt; die Verheißung des kommenden Messias geht vielfach über in die Drohung der kommenden Gerichte; in der Perspektive rückt Nahes und Fernes in ein Bild zusammen; der prophetische Fernblick hat

auch den ersten und letzten Advent Jesu in einem Bilde zusammen geschaut, in Wirklichkeit dehnen sich zwischen beiden Zeiträume von uns unbekannter Länge. Noch der Täufer Johannes hat den Herrn wesentlich als Richter erwartet, als Mann mit der Worfschaufel, der kommt, seine Tenne zu fegen, und war enttäuscht, als Jesus als Helfer und Heiland auftrat und ausdrücklich erklärte, Gott habe seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde. Das Wort ist freilich nicht so zu verstehen, als lehne Jesus den Eintritt eines Gerichts für die Welt ab; derselbe Jesus hat ausdrücklich gesagt, alles Gericht habe der Vater dem Sohne gegeben, wer an ihn nicht glaube, der sei schon gerichtet, er hat ausdrücklich sein Kommen zum Gericht über die Völker zuvorgesagt; es ist eben auch hier überall die Anerkennung, daß, wo Gott ist, da auch Gericht sein wird über die Sünde — freilich erst als die letzte Folge der Zurückweisung der in Jesu erschienenen Gnade.

Aber — und das ist das Zweite, was wir hervorheben müssen: zwischen Gericht und Gericht ist ein Unterschied. Das Gericht des jüngsten Tages nennen wir das jüngste, weil letzte Gericht, wie in einer Reihe von Kindern das letzte das jüngste ist; das setzt voraus, daß ihm schon andre vorausgehen. Es gibt auch schon diesseitiges, in die Zeit hineingreifendes Richten Gottes über die Sünde der Welt, das ist die Wahrheit des Satzes, daß die Weltgeschichte das Weltgerichte sei; darin wenigstens hat er recht, daß sie eins der Gerichte Gottes ist, daß in ihrem Geschehen Gott sich als der strafende oder segnende Lenker der Geschicke erweist. Man muß ja freilich sehr vorsichtig sein mit dem Urteil, daß Ereignisse, die im Leben der Einzelnen oder der Völker geschehen, Gottesgerichte sind; es ist damit viel Unfug getrieben worden und wird noch heute viel Mißbrauch damit getrieben. Aber Tatsache ist doch, daß Gott die Sünden der Menschen schon im diesseitigen Leben zuweilen züchtigend heimsucht. Aber wenn er das tut, so geschieht es aus Liebe, die bessern will. Gottes Wege sind Gericht, aber sein Gericht ist Gnade; solche

Gerichte Gottes haben erziehende Bedeutung, und wir verstehen es, daß es im Kirchenliede heißt:

Solls ja so sein,
Daß Straf' und Pein
Der Sünde folgen müssen,
So fahr' hier fort,
Nur schone dort,
Laß mich nicht ewig büßen.

Anders ist das jüngste Gericht; das will nicht mehr Besserung und Bekehrung wirken, das bedeutet Vergeltung.

Auch die Vorstellung einer ewigen und endlichen Vergeltung liegt tief im Menschengeiste als ein Allgemeingut aller sittlichen Weltbetrachtung, so tief, daß Kant geradezu auf die Forderung eines endlichen gerechten Ausgleichs zwischen dem Tun und Ergehen des Menschen seine Behauptung der Wirklichkeit Gottes stützte: es muß einen Gott geben, denn es muß eine Vergeltung geben. Bekanntlich entspricht die Wirklichkeit keineswegs der Forderung strengster Gerechtigkeit eines göttlichen Weltregiments; die Beobachtung zeigt hundertfach die Tatsache, daß der Fromme leidet, der Gottlose im Glücke sitzt, und das empfinden wir als einen unerträglichen Widerspruch, darum regt sich überall die Erwartung eines endlichen Ausgleichs, einer endlichen gerechten Vergeltung. Wenn denn auch im christlichen Glauben diese Vorstellung eines jüngsten Gerichts uns begegnet, so wollen wir damit nichts andres ausdrücken, als unsern Glauben an die Geltung und endliche Durchsetzung einer sittlichen Weltordnung, in der Gut gut heißen wird und Böse böse.

Damit hängt das dritte zusammen. Vergeltung und Gericht setzen sittliche Verantwortung des Menschen für sein Tun und Lassen, sein Sein und Leben voraus. Wenn ein Mensch empfangen soll nach dem, wie er gehandelt bei Leibesleben, so hat das nur einen Sinn unter der Voraussetzung der Freiheit und Selbstbestimmung seines Handelns. Damit berühren wir einen in unsrer Zeit überaus wichtigen Punkt. Seit die Entwicklungslehre den Menschen hineingewoben hat in die

aufsteigende Reihe tierischer Wesen, seine besondere Art ansehen gelehrt hat als Erbe seiner Vorfahren und mit den Ausdrücken „Vererbung", „natürliche Zuchtwahl", „Anpassung" das ganze Werden der Menschen zu einem mehr oder minder mechanischen gemacht hat, ist der Begriff der sittlichen Freiheit zur Chimäre geworden. Der Mensch, so sagt man uns von dieser Seite, handelt nicht wie er will, sondern wie er muß; entscheidend für sein Tun und Lassen ist nicht irgend ein freier Entschluß, sondern lediglich seine Anlage, seine natürliche Neigung, sein unfreies, ihm angeborenes Temperament oder Naturell. Das Tun des Menschen steht durchaus unter dem Zwang, ist durchaus nichts andres als die Arbeit einer Maschine, die ohne eigenen Willen verrichtet, wozu sie zusammengesetzt ist, oder, weniger hart ausgedrückt, wie das Blühen und Welken einer Blume, die nicht deshalb liebliche Düfte ausstrahlt oder sich mit spitzen Dornen bewaffnet, weil sie will, sondern weil sie muß. Damit fällt alle sittliche Verantwortung hin. Der Verbrecher, der Lasterhafte ist ein Knecht natürlich-krankhafter anormaler Zustände, er gehört nicht in die Korrektionsanstalt oder in das Gefängnis, sondern in ein Sanatorium oder, wenn unheilbar, in ein Irrenhaus. Welche furchtbaren Folgerungen sich daraus ergeben, liegt auf der Hand; dieser Naturalismus rottet die Sittlichkeit mit Stumpf und Stiel aus. Ihm gegenüber ist es überall das Bekenntnis religiöser und sittlicher Weltanschauung, daß der Mensch erntet, was er säet, daß, wer auf sein Fleisch säet, vom Fleisch das Verderben erntet, daß der Mensch muß Rechenschaft geben von seinem Tun und Lassen, ja, von einem jeglichen unnützen Wort, das er redet, daß selbst nicht einmal die Gedanken zollfrei sind, sondern von Gott auch das Herz und die Gesinnung eines Menschen auf die Wagschale gelegt werden. Wenn wir uns denn zu der Erwartung eines Gerichts bekennen, so bezeugen wir damit unsren Glauben an die sittliche Verantwortung, die wir für uns und unser Handeln haben; und das ist uns ein heiliger Ernst. Das Bewußtsein dieser sittlichen Verantwortung, die Gewißheit, daß der heilige Gott aus jeder bösen Tat eines

Menschen auch die bösen Früchte für ihn oder für andere erwachsen läßt, daß alle Schuld sich rächt, gibt unserm Handeln einen ernsten Untergrund. Und wenn wir von einem jüngsten Gericht reden, dessen Entscheidungen für die Ewigkeit festliegen, so meinen wir damit, daß das Böse sich nicht nur hier auf Erden in der Zeit in seinen Folgen auswirkt. Wir wollen damit zu verstehen geben, daß das Böse so etwas Furchtbares ist, daß seine Folgen nicht allein vielleicht auf Generationen fortwirken, sondern des Menschen ewiges Schicksal zu bestimmen vermögen, daß die Sünde nicht nur bis ins dritte und vierte Glied heimgesucht wird, sondern ihre Schatten bis in die Ewigkeit wirft.

Aber wir können uns bei der Betrachtung dieser allgemeinen Gedanken vom Gericht noch nicht beruhigen; wir müssen das noch insbesondere ins Auge fassen, was das jüngste Gericht uns zu sagen hat in bezug auf unser Verhalten hienieden. Auch hier wollen wir drei Punkte hervorheben. Paulus schreibt: Wir müssen alle offenbar werden vor dem Richtstuhl Christi. Auch sonst bezeugt die Schrift, daß der Vater alles Gericht dem Sohne gegeben hat, Jesus selbst bezeichnet sich als den, der die Menschen am jüngsten Tage um sich sammeln und alsdann scheiden wird, die einen zur Rechten, die andern zur Linken. Christus der Richter! Das Mittelalter hat mit diesem Gedanken besonders ernst gemacht, freilich so sehr, so einseitig, daß darüber Christus, der Retter, ihm verloren ging. Luther bezeugt es mehrfach, daß ihm Christus schrecklich gemacht worden sei in seiner Kirche; und dieses furchtbare Richterantlitz Christi war für die Kirche Grund genug, um so schärfer alles betonen zu können, was zur Versöhnung und Mildstimmung dieses furchtbaren Richters nötig schien — Heiligenanrufung, Priestervermittlung, Verdienstlichkeit guter Werke und dergleichen. Man hatte aus dem freundlichen Heiland die Schreckgestalt eines zu fürchtenden Henkers gemacht. Der moderne Protestantismus hat das Gegenteil sich zu schulden kommen lassen. Er leugnet den Gedanken eines göttlichen Zornes, der Sühne, des Gerichts zugunsten

einer Auffassung Jesu, die ihn nur als freundlichen, sanften Schwärmer gelten lassen will. Die Wahrheit liegt doch wohl auch hier in der Mitte, wie schon am Anfang angedeutet: Jesus, der Retter, wird zum Richter für den, der sich nicht durch ihn hat retten lassen wollen. Darin liegt aber eben zugleich ausgesprochen, daß an der Stellung zu ihm sich das Schicksal der Menschen im Gericht entscheidet. Und mit Recht sagt Jesus von den Seinen, daß sie nicht ins Gericht kommen. Der Glaube an ihn enthebt den Menschen nicht der Verantwortung für sein Tun, aber er befreit von dem Gericht in dem Sinne, daß er des Heils und der Seligkeit gewiß ist und gewiß macht. Wenn Johannes bezeugt: Wir haben eine Freudigkeit auf den Tag des Gerichts, wenn statt des Zitterns vor dem Zorn Gottes der Glaube nur das stille starke Trauen auf die sündenzudeckende, schuldtilgende Gottesgnade kennt, so hat das seinen Grund eben darin, daß derselbe Christus Richter sein wird, der auch Retter ist, daß in die Wagschale, in der unser Tun gewogen wird, der Herr sein Kreuz legt, an dem er selber uns versöhnt hat.

Darum verstehen wir, wenn sonst überall der Glaube als Voraussetzung einer Befreiung vom Gericht erscheint. Um so mehr muß es auffallen, daß hier der Apostel bezeugt, daß ein Jeglicher empfangen werde nach dem er gehandelt hat bei Leibesleben. Hier scheint ein Widerspruch vorzuliegen: einmal die Behauptung, daß am Glauben, d. h. an der religiösen Stellung zu Gott, sich das Schicksal entscheidet, dann die Aussage Jesu selbst, daß er am Tage des Gerichts fragen werde nach dem, was die Menschen getan haben an seinen geringsten Brüdern, d. h. nach ihrem sittlichen Verhalten gegen die Menschen. Man darf sich nicht zu sehr wundern, daß an diese letztere Auffassung sich die Meinung vom Verdienst der Werke angeschlossen hat. Aber man kann doch nicht gut beides von einander reißen. Überall erscheint uns im Gebiet der christlichen Offenbarung das sittliche Tun des Menschen als das Feld der Betätigung seines religiösen Lebens, als die sichtbare Außenseite seines verborgenen Lebens in Gott. Das

Christentum kennt keinen Glauben ohne Sittlichkeit, — denn ein Glaube ohne Werke ist tot —, es kennt aber auch keine Sittlichkeit ohne Glauben, denn, was ein Christ vermag, das vermag er nur durch den, der ihn mächtig macht, Christus. Sind die Taten des Menschen entscheidend für sein ewiges Los, so sind sie es, weil an ihnen sein Sein offenbar wird, weil in ihnen sein inneres Leben sich auswirkt und seine Stellung zu Gott sich zeigt. Man wird gewiß einen Baum an seinen Früchten erkennen und seine Güte nach diesen Früchten beurteilen, aber seine Früchte sind doch eben nur die Auswirkungen seines inneren Lebens, die Kennzeichen seiner besonderen Art, die sichtbaren greifbaren Äußerungen der in ihm wirkenden Kräfte und Säfte, und im letzten Grunde sind diese es, nicht die Früchte, die über seinen Wert entscheiden. Was entscheidet, ist auch in den Taten eines Menschen seine innere Stellung zu Gott in Christo.

Das ist für uns die innere Zusammengehörigkeit von Glaube und Moral, von Religion und Sittlichkeit, und es hängt damit zusammen, daß Paulus endlich zuletzt redet von einem Offenbarwerden vor dem Richtstuhl Christi. Denn offenbar werden brauchen ja kaum die Taten eines Menschen, die ja an und für sich augenfällig und der Beobachtung zugänglich sind; offenbar werden kann nur, was im Innern verborgen ist. Damit weist uns Paulus hin auf die völlig verschiedene Beurteilung, der die Menschen vor der Welt und vor Gott unterliegen. Menschen sehen, was vor Augen ist, Gott siehet das Herz an. Menschen lassen sich blenden durch den schönen Schein, Gott wägt das wirkliche innere Sein; vor den Menschen gilt nur die unscheinbare rauhe Schale, vor Gott der verborgene Kern. Und wir werden gewiß einmal inne werden, daß was vor Menschen hoch stand, im Urteil Gottes auf die tiefste Stufe sinken kann, was aber von Menschen verachtet war, bei Gott am höchsten steht. Das soll uns vorsichtig machen im Urteil über die Menschen um uns her. Richtet nicht, warnt der Herr; und damit weist er uns an, das Richten dem zu überlassen, der allein Herz und

Nieren prüft. Das soll uns getrost machen beim Urteil andrer Menschen über uns. Paulus schreibt einmal: Es ist mir ein Geringes, daß ich von euch gerichtet werde, oder sonst von einem menschlichen Tage, der Herr ist es, der mich richtet. Das soll uns aber vor allem vorsichtig machen im Wandel unsres Lebens. Begnügen wir uns niemals mit dem Scheinen; auf unser inneres verborgenes Leben kommt es an. Es ist keine Kunst, Menschen zu täuschen und ihnen Sand in die Augen zu streuen, es ist auch, ach, nur zu leicht, sich selbst zu betrügen und vor dem eigenen Urteil besser zu scheinen, als man ist; nur eins ist unmöglich: Gott läßt sich nicht täuschen. Er läßt sich auch nicht spotten. Was der Mensch säet, das wird er ernten; wer auf sein Fleisch säet, wird vom Fleisch das Verderben ernten, wer auf den Geist säet, wird vom Geist das ewige Leben ernten.

Auf Kaulbachs herrlichem Gemälde „die Zerstörung Jerusalems", sind die Schrecken der Gerichte Gottes, die über die Stadt hereinbrechen, die Jesus vergeblich gelockt hat, wie eine Henne ihre Küchlein, mit düstern Farben gezeichnet. Nur ein lichter Punkt ist in diesem Greuel der Verwüstung: das Häuflein Christen, das singend, von Gottes Engeln geleitet, in Frieden aus den brennenden Trümmern hinzieht. O selig, wer dem Gerichte Gottes aus Gnaden entrinnt! Selig die Seele, über der, wenn die Hölle triumphieren will: Sie ist gerichtet! die Gnade das Zeugnis gibt: Sie ist gerettet! Amen.

VIII.

Verdammnis oder Wiederbringung?

1. Kor. 15, 25—28. Er muß aber herrschen, bis daß er alle seine Feinde unter seine Füße lege. Der letzte Feind, der aufgehoben wird, ist der Tod. Denn er hat ihm alles unter seine Füße getan. Wenn er aber saget, daß es alles untertan sei, ist's offenbar, daß ausgenommen ist, der ihm alles untergetan hat. Wenn aber alles ihm untertan sein wird, alsdann wird auch der Sohn selbst untertan sein dem, der ihm alles untergetan hat, auf daß Gott sei Alles in Allen.

„Gott Alles in Allen" — das ist das Ziel der Weltentwicklung. Für unsern Glauben, der den Ursprung alles Lebens in Gott sieht, kann es ja wohl gar kein anderes Ziel geben als Gott. Von ihm, durch ihn, zu ihm sind alle Dinge; für unsern Glauben, der in Gott das höchste und einzig wahre Gut kennt, kann es keine andre Aufgabe des Daseins geben, als daß dieser Gott völlig zu Ehren, zu seinem Recht, zur Alleinherrschaft komme; und kann auf Erden nicht Friede werden, bis Jesu Liebe siegt, und aller Kreis der Erden zu seinen Füßen liegt, so kann auch in Ewigkeiten der Lauf der Welten nicht eher abgeschlossen sein, als bis Gott Alles in Allen ist.

Aber eben hier erhebt sich eine ungeheure Schwierigkeit. Wie reimt sich mit dieser Hoffnung die Erwartung ewiger Verdammnis für die Gottlosen? Hier scheint wiederum ein Widerspruch in den Aussagen der Schrift vorzuliegen, der unsre ganze Ewigkeitshoffnung in Frage stellt und den zu lösen wir versuchen müssen, wenn er uns nicht an dieser Hoffnung irre

machen soll. Was wird aus denen, die vor dem Richtstuhl Christi einst nicht bestehen? Was ist der Sinn jener furchtbaren Fluchworte Jesu: Gehet hin von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln!? Wie haben wir es zu verstehen, wenn die Schrift redet von ewigem Verlorengehen, von Verdammnis und Hölle?

Es läßt sich schlechterdings nicht aus der Schrift hinwegleugnen, was da nun einmal mit dürren Worten geschrieben steht. Wer nicht glaubt, der wird verdammt, spricht der Herr. Ihr Schlangen und Otterngezüchte, so fragt er die Schriftgelehrten und Pharisäer, wie wollt ihr der höllischen Verdammnis entrinnen? Er redet von der äußersten Finsternis, da Heulen und Zähneklappen sein wird, er sieht Kapernaum um seines Unglaubens willen hinuntergestoßen bis in die Hölle und sein Los schrecklicher als das von Sodom und Gomorrha. Und dies Los ist ein ewiges Los; das Feuer der Hölle nennt er ein ewiges Feuer. Wer den heiligen Geist lästert, spricht er, der hat keine Vergebung ewiglich, sondern ist schuldig des ewigen Gerichts. Die zu seiner Linken werden in die ewige Pein gehen oder in die Hölle, in das ewige Feuer, da ihr Wurm nicht stirbt und ihr Feuer nicht verlöscht. Und wenn man auch gerade dieses letzte Wort, das eine Endlosigkeit der Qual ausmalt mit Farben, in die hernach Dante seinen Pinsel getaucht hat, nur bildlich nehmen will, zumal die Gesetzesstelle, aus der es zitiert ist, im Zusammenhang nicht von ewiger Pein redet, so wird doch aus allen diesen Stellen, die sich mit den Aussagen der Apostel durchaus decken, zweierlei ersichtlich: einmal dies, daß die Schrift mit unzweideutiger Klarheit die durchgängige Verschiedenheit des jenseitigen Menschenloses lehrt; sie unterscheidet zwischen denen zur Rechten und denen zur Linken, zwischen den Gesegneten des Vaters und den Verfluchten, zwischen dem Reich, das jenen, und dem Feuer, das dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist, zwischen der ewigen Pein und dem ewigen Leben, zwischen denen, die da weichen

und verdammt werden und denen, die da glauben und ihre Seele erhalten. Und sodann geht daraus mit der gleichen Gewißheit hervor, daß diese Scheidung nicht als eine vorläufige gedacht ist, wie wir sie in dem Zwischenzustand kennen lernten, sondern als eine ewige, bleibende, unveränderliche und nie wieder zu verschiebende. So gern wir auch diese Lehre aus der Schrift streichen möchten, so schwer sie uns auch nach unsrem natürlichen Empfinden sein mag, unbefangene und demütige, nicht die eigene vorgefaßte Meinung an die Stelle der Schriftwahrheit rückende Schrifterkenntnis wird nicht anders können, als sagen: es gibt eine ewige Verdammnis, wenn anders es ein ewiges Leben geben soll.

Diese Wahrheit ist erschütternd; man braucht nicht mit Dantes Phantasie sich die Höllenqualen bloß sinnlich vorzustellen und auszumalen, um von dem furchtbaren Ernst des Gedankens einer ewigen Verdammnis ergriffen zu werden, die Tatsache allein genügt, um das Blut in den Adern erstarren zu machen. Es versagt uns geradezu die Kraft des Gedankens bei dem bloßen Versuch, sie uns vorzustellen. Und es ist kein Wunder, daß man mit Begier eine Lehre aufgegriffen hat, die, von Origenes begründet, von den Schwarmgeistern aller Zeiten bis Michael Hahn vertreten, von Schleiermacher theologisch unterstützt, diese Anschauung umstößt: es ist die Lehre von der Wiederbringung alles Verlorenen zur Gnade, zur Seligkeit, zum Leben in Gott. Fragen wir nach dem Schriftgrund dieser Lehre, so begegnet uns die Vorstellung einer Wiederbringung im Sinn der Wiederherstellung eines ursprünglichen Zustands an drei Stellen. Matth. 17, 11 braucht Jesus dieses Wort, wenn er sagt: Elias soll ja zuvorkommen und alles zurechtbringen. Apostelgesch. 3, 21 verkündigt Petrus, daß Christus müsse den Himmel einnehmen bis auf die Zeit, da herwiedergebracht werde Alles, was Gott geredet hat durch den Mund aller seiner heiligen Propheten. Matth. 19, 28 endlich verheißt Jesus seinen Jüngern, daß sie in der Wiedergeburt, da des Menschen Sohn sitzen werde auf dem Stuhl seiner Herr-

lichkeit, auch auf zwölf Stühlen sitzen und die zwölf Geschlechter Israels richten sollen. Diese Worte lehnen sich an an die alttestamentliche Vorstellung vom Halljahr, in welchem alle durch die Schuld der Menschen verschobenen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens in ihren ursprünglichen Zustand zurückgebracht, verschuldeter Besitz seinem Eigentümer wiedererstattet, die Freiheit den Leibeigenen wiedergeschenkt und somit im Zeitraum von je fünfzig zu fünfzig Jahren ein Zustand möglichster Gerechtigkeit und Gleichheit hergestellt werden sollte. Die eigentliche Aufrichtung dieses „angenehmen Jahres des Herrn", diese Zurechtbringung oder Wiedergeburt aller irdischen Verhältnisse erwartete man von dem Messias, ihre Anbahnung von dem wiederkehrenden, ihm vorangehenden Elias; ihr Eintritt aber ist zugleich Herwiederbringung, d. h. Erfüllung aller Prophetie, die auf die messianische Zeit gedeutet hat. Es ist klar, daß diese Vorstellung mit der Beseligung der Verlorenen und Wiederbringung der Verdammten nichts zu tun hat, sondern nur von dem Vollendungszustand der messianischen Zeit im allgemeinen zu verstehen ist.

Läßt sich somit keine dieser einzelnen Schriftstellen für die Lehre von der Wiederbringung verwenden, so beruft man sich doch für sie auf die Allgemeinheit der Gnade und auf das Wesen der Liebe Gottes. Gewiß ist, daß die Schrift, vor allem Paulus von der Bestimmung der Gnade für alle redet: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde; durch Christum soll alles versöhnt werden; in seinem Namen sollen sich alle Kniee beugen. Aber wenn dies auch überall als Ziel erscheint, dessen Erreichung wohl möglich ist, so ist doch nirgends bezeugt, daß dies wirklich erreicht wird; die Bestimmung der Gnade für alle schließt nicht aus, daß etliche sie nicht annehmen. Aber, so fragt man, ist das nicht wider die Liebe Gottes? Kann Gottes Liebe zulassen, daß seiner Geschöpfe auch nur eines verloren geht? Entspricht es der Würde und Größe des Opfers Christi, daß sein Blut auch nur für etliche vergeblich vergossen sein soll? Allein anderseits steht doch dem Zeugnis von seiner Liebe auch die Offenbarung seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit gegenüber, ohne die das

ganze Todesopfer Christi keinen Sinn hätte; denn daß der Gerechte für die Gottlosen sterben muß, kann auch aus der bloßen Liebe Gottes nicht verstanden werden. Ferner hat doch alles Walten Gottes seine Schranke an der von Gott dem Menschen geschenkten Freiheit. Das ist gewiß: hat Gott sich seiner Allgewalt dadurch entäußert, daß er den Menschen die Freiheit des selbständigen Wollens und Handelns gab, so gab er ihm auch die Möglichkeit, sich gegen ihn zu entscheiden und damit verloren zu gehen. Ohne Freiheit aber wäre ein sittliches Verhalten der Menschen Gott gegenüber ganz unmöglich. Wer die Liebe Gottes so einseitig betont, kann auch daraus Gott einen Vorwurf machen, daß er den Menschen überhaupt erschaffen hat, daß er die Sünde in der Welt geschehen, daß er Übel und Tod zuläßt. Und die Tatsache wird man nicht aus der Schrift hinwegwischen können, daß nirgends in ihr das Los aller Menschen in Ewigkeit als das nämliche erscheint, sondern daß die Schrift unterscheidet zwischen Seligen und Unseligen, Geretteten und Verlorenen. Die Lehre von der Wiederbringung hat denn auch geschichtlich ihre Wurzeln nicht in der Schrift, sondern in philosophischen Einflüssen, besonders in platonischen und neuplatonischen Vorstellungen, denen man dann die Aussagen der Schrift anzupassen sich bemüht hat.

Man wird ja nicht leugnen können, daß diese Lehre etwas ungemein anziehendes hat. Man schilt sie sentimental; ich möchte doch sagen, sie ist es nicht nur; sie sucht aus dem menschlichen Denken wie dem Sein der ganzen Welt den unerträglichen Widerspruch zu beseitigen, der uns zwischen der Allbarmherzigkeit Gottes und den Schrecken der ewigen Verdammnis zu walten scheint; sie ist dem Bedürfnis entsprungen, auch für jene noch eine Hoffnung festzuhalten, die hier nicht das Ziel des Glaubens erreicht haben, und auch denen noch eine Tür zum ewigen Leben zu öffnen, die hier als verloren angesehen werden mußten. Der Rücksicht aber auf die göttliche Barmherzigkeit und dem Bedürfnis nach Möglichkeit der Rettung auch solcher, die hier nicht zum Glauben gekommen sind, ist doch zur Genüge Rechnung getragen, wenn, wie wir

sahen, eine Gnadendarbietung auch in der jenseitigen Welt im Zwischenzustand stattfindet. Anderseits aber entspricht es durchaus ebenso dem Wesen der menschlichen Freiheit und der von ihr getroffenen Entscheidung, wie dem Wesen der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit als dem Gegenstück zu seiner Barmherzigkeit und Güte, wenn für die letzte Endzeit nach dem entscheidenden Gerichte die Schrift die ewige Verdammnis bezeugt.

Aber wenn wir auch durch die Schrift gezwungen werden, auf eine Anschauung zu verzichten, die wir uns vielleicht gern aneignen möchten — ich gestehe wenigstens, daß ich dankbar sein würde, wenn ich die Hoffnung einer Wiederbringung aller Verlorenen mit gutem Gewissen auf die Schrift stützen könnte — so scheint doch anderseits die Vorstellung von der ewigen Verdammnis, wie sie sich als landläufige Meinung herausgebildet hat, einer starken Richtigstellung zu bedürfen. Man hat es je und je in gewissen christlichen Kreisen geliebt, die Hölle in den fürchterlichsten Farben zu schildern, Dichter und Maler und Bußprediger beider Konfessionen haben darin einen vielleicht einer bessern Sache würdigen Wetteifer entwickelt. Man faßte die Höllenstrafen vor allem gern leiblich; die Worte der Schrift von dem Feuer, dem Rauch der Qual, der aus dem schwefligen Pfuhl aufsteigt und ähnliches haben hierzu den Anlaß gegeben; aber man wird doch wohl nicht fehl gehen, wenn man viele dieser Züge als Bild und Gleichnis ansieht. Es entspräche ja auch wenig dem Ernst der Sache und dem Gewicht der Sünde, die eine geistige Macht ist, wenn ihre Vergeltung sich in körperlichen Schmerzen erschöpfen sollte. Leibliche Qualen sind ja ein geringes gegen die Qualen der Seele. Und wir verstehen die Stellen von der Qual der Verdammten gewiß richtiger, wenn wir denken an die innere Qual, die hier schon die Sünde verursacht, die insonderheit eine sündliche Begier verursacht, die nicht gestillt werden kann, und die selbstverständlich in unermeßlich gesteigerter Weise die Ewigkeit der Verlorenen ausfüllt. Diese innere verzehrende Glut einer zu späten Gewissenspein ist die Wirklich-

keit des höllischen Feuers, von dem die Schrift redet. Die heidnische Vorstellung einer Tantalusqual hat gewiß ein Korn Wahrheit in sich, wenn man sie von inneren Seelenzuständen deutet. Und es bedarf wirklich nicht der Schrecknisse leiblicher Qualen, um den Gedanken an die Verdammnis zu dem furchtbarsten zu machen, den es gibt.

Aber noch nach einer andern Seite bedarf die landläufige Vorstellung einer Berichtigung. Man versteht unter Ewigkeit gewöhnlich einfach Endlosigkeit der Zeit und stellt sich die Hölle vor als einen Zustand nie endender, nie ein Ziel erreichender Qual. Hiergegen aber protestieren nicht nur Gefühl und Verstand, sondern die Schrift selbst. Das Gefühl sträubt sich gegen diesen Gedanken; denn eine Qual ohne Ende ist nicht mehr Strafe, ist Grausamkeit, die allerdings sich nicht in Einklang bringen läßt mit dem Gottesbild, das uns Christus geoffenbart hat. Der Verstand sagt uns, daß was kein Ziel hat, auch keinen Zweck haben kann. Wenn man freilich sagt, die Endlosigkeit der Verdammnis stehe in keinem Verhältnis zu der Zeitlichkeit der Sünde, so scheint dieser Einwand doch nicht stichhaltig. Sünde ist eben nichts zeitliches und nur zeitlich bedingtes; das mag im einzelnen Menschen so scheinen, in Wirklichkeit aber hat jede einzelne Sünde eine Vorgeschichte und eine Nachwirkung, die sich nach keiner Seite hin zeitlich abgrenzen läßt. Sünde ist Widerspruch wider den ewigen Gott — und wenn ihre Vergeltung ewig ist, so entspricht dies durchaus ihrer Bedeutung. Ja, gerade das ist das Furchtbare am Fluch der Sünde, daß sie, die so klein scheint, in Wirklichkeit so ewige Folgen nach sich zieht. Aber freilich, daß die ewige Folge der Sünde ein endlos währender Zustand der Qual sei, läßt sich nicht einmal aus der Schrift mit Sicherheit erweisen. Denn der endlose Fortbestand einer Welt der Verdammten ist nicht vereinbar mit dem Endziel Gottes: Gott alles in allen. In den Verdammten ist Gott nicht alles, sondern nichts. Eine endliche Alleinherrschaft Gottes kann nicht gedacht sein zusammen mit dem Fortbestand einer Hölle, in der Satan herrscht, oder Gottes Herrschaft doch nur

zähneknirschend anerkannt würde. Die Annahme einer endlos währenden Höllenpein reißt die einheitliche Urschöpfung Gottes in zwei unversöhnliche Hälften auseinander und würde eigentlich einen Triumph Satans und der Sünde über die in ihrer Einheit nun auf ewig vernichtete Gottesschöpfung bedeuten. Und doch kann das Endziel der von Gott ursprünglich gut erschaffenen Welt nur der endliche Sieg des Guten über das in sie zwar eingedrungene, aber nicht zu ihr gehörige Böse sein.

Daher haben das gläubige Nachdenken und die theologische Forschung mehr und mehr ihre Aufmerksamkeit gewissen Stellen der Schrift zugewendet, die aus dieser Verlegenheit den Ausweg zeigen. Zunächst sei sprachlich daran erinnert, daß das Wort, welches in der Schrift mit Ewigkeit übersetzt erscheint, eigentlich nur Weltalter bedeutet, Äonen, Zeitperioden von uns unbekannter Länge. Der ganze gegenwärtige Weltlauf wird so genannt, die Zukunft eine Aufeinanderfolge von Äonen; der Ausdruck von Ewigkeit zu Ewigkeit bedeutet so viel als von Weltzeit zu Weltzeit, von Jahrtausend, würden wir sagen, zu Jahrtausend. Überhaupt aber ist die Vorstellung der Ewigkeit nicht arithmetisch zu fassen, als wäre damit eine anfangs- und endlose Reihe gemeint — eine ewige Qual in diesem Sinne müßte ja nicht bloß endlos, sondern auch anfangslos vorgestellt werden — sondern besagt lediglich die Erhabenheit über menschliche Maße und Vorstellungen. Endlich aber bezeugt die Schrift an einzelnen Stellen ausdrücklich die Aufhebung selbst der Hölle und des Todes. Allerdings redet sie von einem ewigen Verderben derer, so nicht gehorsam sind dem Evangelium unsers Herrn Jesu Christi (2. Thess. 1, 9) oder von einem Versinken in Verderben und Verdammnis (1. Tim. 6, 9). Aber was Luther hier mit Verderben übersetzt, heißt Untergang, Vernichtung. So redet der Herr auch von einem Verlorengehen und einem Verlieren der Seele. Vor allem aber wird der Zustand der Verdammnis im Gegensatz zum ewigen Leben als ewiger Tod bezeichnet. Das ist der letzte Feind, wie Paulus ihn nennt, aber auch er soll überwunden und aufgehoben werden. Der Tod und die Hölle werden in den

feurigen Pfuhl geworfen, so schreibt Johannes und fügt hinzu: Das ist der andre Tod; über die Seligkeit aber bezeugt er: Der Tod wird nicht mehr sein. Danach scheint — mit Gewißheit können wir ja nicht viel über jene uns nur andeutungsweise geoffenbarte Zukunft sagen — danach scheint das Ende auch der Hölle und der Verdammnis die ewige Vernichtung zu sein, und das Schicksal derer, die sich von Gott gewendet haben, ein ewiges Nicht-mehr-sein, ein Vergehen in Nichts. Alle jene Qual der Hölle erscheint dann als das Mittel der Selbstvernichtung, der Selbstaufreibung einer verlorenen Seele bis zum völligen Nichts. Tod ist eben immer Auflösung. Vielleicht ist das Wort vom andern Tode so zu verstehen, daß damit im Gegensatz zur Auflösung des Leibes die Auflösung der Seele gemeint ist. Das entspricht auch allein der biblischen Vorstellung vom Leben. Leben ist mehr als bloßes Dasein und Vegetieren; wie wir früher gefunden, ist die Unsterblichkeit der Seele bedingt durch die Einwohnung des Geistes Gottes in ihr, durch das Maß ihres Anteils am göttlichen Leben. Darum kann kein fortdauerndes Dasein, geschweige denn Leben sein, wo Gott und sein Geist nicht ist — und Verdammnis ist doch unleugbar ein Hinauswerfen, eine Ausstoßung aus der Gemeinschaft des lebendigen Gottes. Wie das Leben eines Menschen schon hier innerlich herunterbrennt zu einem kümmerlichen Funken, wenn es ohne Gott ist, so kann eine verlorene Seele gar nicht anders, als durch ihre Sünde der Selbstvernichtung immermehr anheimfallen. Das Nirwâna, das Nicht- und Nicht-mehr-sein, nach dem sich der Buddhist als höchstem Lebensziel sehnt, ist für den Christen das schrecklichste Los der Verdammten.

Ist es wirklich so schrecklich? Man hat der Lehre von der endlichen Vernichtung der Gottlosen den Vorwurf gemacht, sie mindre den Ernst der Verdammnis; ich kann nicht finden, daß er berechtigt ist. Sollte es für den Menschen, der das Leben freudig bejaht, nicht eben das furchtbarste sein, dies sein Leben im völligen Nichts zerrinnen zu fühlen? Schon hier ist's Qual genug, am Ende seiner Tage das Gefühl zu

haben, vergeblich gelebt, nichts erreicht zu haben — und wahrlich, in Ewigkeit nichts zu sein ist hart genug, in Ewigkeit ausgeschlossen zu sein vom Leben, das in Gott quillt, und diesem ewigen Nichts in unsäglicher Qual entgegenzureifen — lassen wir die Schleier fallen über dies furchtbare Ende derer, die sich von Gott gewendet und die Gnadenhand auch in der jenseitigen Welt nicht mehr ergriffen haben.

So allein scheinen die drei verschiedenen Reihen von Schriftaussagen sich vereinigen zu lassen, daß, die von einer Erlösung der Verlorenen reden, auf den Zwischenzustand, die von einer ewigen Qual reden, auf die unabsehbare Zeit der Verdammnis, die von Tod und Aufhebung der Hölle reden, auf die endliche Vernichtung der Gottlosen gedeutet werden. Dann aber ist Raum für die letzte Herrlichkeit: Gott alles in allen.

Es ist ein dunkles Bild, das wir hier gezeichnet haben. Wer sollte nicht mit Furcht und Zittern seiner eigenen Seele gedenken? Wem sollten nicht diese Weckstimmen des Gerichts zurufen: Eile und rette deine Seele!? Es ist gewiß: der Weg ist schmal und die Pforte ist eng, die zum Leben führt, und ihrer sind wenige, die ihn finden; es werden nicht alle, die zu Jesu sagen: Herr, Herr, ins Himmelreich kommen. Die Seligkeit ist nicht das allgemeine Los. Wer wird dann selig? Zerbrechen wir uns nicht den Kopf über andre, lassen wir das Sache der Gnade Gottes sein. Als die Jünger Jesum fragten: Meineſt du, daß wenige selig werden? antwortete er ihnen: Ringet danach, daß ihr durch die enge Pforte eingehet. Das ist auch der Sinn unsrer Betrachtung — sie ruft auch uns zu: So seid nun wacker allezeit und betet, daß ihr würdig werden möget, zu entfliehen diesem Allen und zu stehen vor des Menschen Sohn. Amen.

IX.

Die Seligkeit der Seligen.

Offenb. Joh. 21, 3—5a. Und ich hörte eine große Stimme von dem Stuhl, die sprach: Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen, und er wird bei ihnen wohnen und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein; und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei wird mehr sein, denn das erste ist vergangen. Und der auf dem Stuhle saß, sprach: Siehe ich mache Alles neu!

War es ein dunkles Nachtbild, das der Blick in die Verdammnis das letztemal vor unsern Augen aufsteigen ließ, so ist es heute ein Bild voll flutenden Sonnenlichtes, das uns unser Textwort zeichnet: die Seligkeit der Seligen. Die Phantasie der Dichter hat sich je und je gemüht, von jener Seligkeit zu singen und zu sagen. Die Maler wetteifern in dem Versuch, die Gefilde der Seligen oder die Insel der Seligen auf der Leinwand darzustellen — und wir haben überall das Gefühl des Unzulänglichen. Nicht nur, weil sich sehr leicht Farben hineinmischen, die der heidnischen Mythologie entnommen sind, für die das jenseitige Leben wesentlich eine Steigerung aller diesseitigen Lebensfreuden ins Ungemessene ist; vor allem, weil wir das Zeugnis der Schrift haben, daß, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben, kein Auge je gesehen, kein Ohr je gehört hat, in keines Menschen Sinn je gekommen ist. Es übersteigt unsre Vorstellungskraft, was wir einst zu erlangen hoffen. So müssen wir auch und gerade hier unsrer Phantasie Zügel anlegen, daß nicht der sichere

Boden der Schrift uns unter den Füßen entweiche, daß wir in der nüchternen Einfalt des Wortes Gottes bleiben.

Für die mancherlei Ausdrücke, mit denen die Schrift in menschlicher Sprache wiederzugeben versucht, was doch kein Menschenmund aussagen kann, hat unsre deutsche Sprache das Wort Seligkeit geprägt — und kein Wort gibt vielleicht so wie dieses kurz und doch vollständig wieder, was wir meinen. Allerdings ist in der Lutherſprache dieses Wort gleichmäßige Wiedergabe verschiedener griechischer Worte. In den Seligpreisungen etwa deckt es sich ziemlich mit dem Glück, entspricht es dem Ausdruck, mit dem der erste Psalm anfängt: Wohl dem Menschen! In den meisten Stellen sonst heißt Seligkeit wörtlich Errettung, seligmachen retten, und bezieht sich der Ausdruck auf die einmalige geschichtliche Erlösungstat, durch welche Christus die Menschen von der Sünde errettet hat. Ist in diesen beiden Gruppen von Schriftstellen Seligkeit als etwas in der Zeit sich vollziehendes zu verstehen, so haben wir uns im Gegensatz dazu gewöhnt, mit diesem Wort einen jenseitigen Zustand zu bezeichnen. Das ist eigentlich nicht biblisch; die Schrift hat hierfür den Ausdruck Herrlichkeit oder Klarheit; sie weist damit den Gedanken, als ob es sich um einen gesteigerten Glückszustand handle, ab und faßt die Vollendung des persönlichen Lebens ethisch auf, auch wo sie von ewiger Seligkeit im Sinne ewiger Errettung redet. Immerhin paßt das deutsche Wort „Seligkeit" auf diesen Vollendungszustand ganz besonders gut. Seligkeit stammt als Wort von dem Sprachstamm „Sal", der uns in Trübsal, Mühsal und ähnlichen Wörtern noch erhalten ist und die Fülle bezeichnet. Trübselig ist ein Mensch, der viel Trübes erlebt und empfindet, mühselig, wer voll Mühe ist. Seligkeit ist somit die Fülle schlechthin, die Vollkommenheit an sich. Und gerade das ist der Sinn aller Aussagen der Schrift über das ewige Los derjenigen, die Gottes Gnade in Jesu Christo errettet hat.

In drei einzelnen Zügen zeichnet uns die Schrift diese Vollkommenheit der jenseitigen Welt im schroffen Gegensatz zur Unvollkommenheit des diesseitigen Daseins. Suchen wir

diese drei Züge zu erkennen, um uns dann den tiefsten Grund für ihre Zusammengehörigkeit in der Seligkeit aufdecken zu lassen und die Folgerungen zu ziehen für unser irdisches Leben.

Daß das Jenseits nicht einfach als eine vermehrte und verbesserte Auflage des Diesseits anzusehen ist, sondern als etwas dem Diesseits in seinem Bestande durchaus gegensätzliches, geht mit Klarheit daraus hervor, daß der Herr von einer Erneuerung redet: Das erste ist vergangen, so heißt es in unserem Text; Siehe, ich mache alles neu, so spricht der, der auf dem Stuhle sitzt. Erneuerung ist das Ziel aller Gottesoffenbarung, Erneuerung der Sinn jenes an den Wendepunkten der Reichsgottesgeschichte, in der Rüstezeit des Täufers, wie aus dem Munde Jesu selbst, bei der Grundlegung der Kirche durch die Pfingstpredigt Petri, wie bei ihrer Reinigung durch die Reformation und ihrer Vertiefung durch den Pietismus laut gewordenen Rufs nach Buße, Erneuerung das Ziel aller Arbeit des heiligen Geistes an den Einzelnen wie an der Gemeinde Christi. Aber Erneuerung ist hier überall nur gedacht als eine Neuschaffung von Grund aus. Alle diese innere Erneuerung hebt an an dem Kampf wider die Sünde und vollendet sich in der Überwindung der Sünde. Auch in dem harmonischen Dreiklang der Seligkeit wird der erste und Grundton lauten: frei von der Sünde! Wurzelt doch alle Unvollkommenheit dieses Lebens in der Herrschaft der Sünde, wie sollte nicht alle Vollkommenheit jenes Lebens ihren Grund haben in der Befreiung von der Sünde? Im Blick auf den Vollendungszustand unsrer Gotteskindschaft in der Ewigkeit weist Johannes darauf hin, daß Jesus gekommen sei, die Werke des Teufels zu zerstören. Alle jene sinnbildlichen Schilderungen der weißen Kleider der Seligen, wie die Offenbarung Johannis sie uns bietet, deuten hierauf hin. In dieser völligen Befreiung, nicht nur von der Schuld der Sünde, die durch Christum vergeben ist, sondern von ihrer Macht vollendet sich die schöpferische Bestimmung der Menschen. Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde; wenn das über dem Anfang der Menschheitsgeschichte steht, so kann ihr Ziel kein anderes sein, als die

Wiederherstellung dieses, durch die Sünde getrübten und verletzten Gottesbildes in völliger Reinheit, vielmehr nicht nur Wiederherstellung, sondern Verklärung der ursprünglichen Unschuld zur endlichen völligen Heiligkeit, denn auch hier liegt das Ziel der Entwicklung höher als ihr Ausgangspunkt. Hierin findet auch erst die Erlösung durch Jesum Christum ihren Abschluß; die Absicht des Erlösungswerkes ist die völlige Aufhebung der Sünde, sowohl ihrer Schuld, wie ihrer Macht, wie ihrer Strafen und Folgen. Und wenn wir auch hier im Glauben die volle Vergebung erlangen, wir hören doch bis zum letzten Atemzuge nicht auf, so mit der Sünde als einer Macht naturhaft verwachsen zu sein, daß selbst Johannes, der gewiß hoch denkt von dem Heiligungsstand der wiedergeborenen Gotteskinder, sagen muß: So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns! Erst wenn aus unserm Sein die letzte Faser der Sünde wird ausgezogen sein, werden wir das Erlösungswerk Christi ganz vollendet sehen. Hierin findet endlich auch die Heiligung des Geistes erst ihre Vollendung; denn alles Wirken des Geistes hat doch zum Ziel die Überwindung des Fleisches, die Befreiung der Seele aus Ketten und Banden des Bösen, ihre Verklärung in das Bild Christi. Der Inhalt all unsrer Kämpfe hienieden, das Ziel all unsres sittlichen Ringens und Strebens, der Gegenstand all unsres Hungerns und Dürstens, unsres Schreiens und Verlangens ist doch die Ablegung, die Überwindung, das gänzliche Aufhören der Sünde und des Sündendienstes. Und in der Seligkeit wird es geschehen sein; da findet die Seele die Heimat, die Ruh', wo Sünde nicht herrschen noch anfechten kann; dann ist der Gipfel erklommen, der Sieg gewonnen, wenn wir ziehn von Sünde frei und rein in das gelobte Kanaan ein. Eine reinere, größere, schönere Hoffnung gibt es wohl kaum. Wenn hier alles Seufzen und Quälen aus der Sünde stammt, wenn es uns hier so oft bittre Tränen und tiefe Beschämung kostet, daß wir nicht die volle Befreiung von der Sünde gewinnen, daß, wenn auch Gottes Gnade uns zum Sieg und zur Herrschaft

über sie führt, dennoch ihre Wurzel, das sündliche Wesen der Natur, nicht ausgetilgt werden kann, — ach, wie atmet unsre müde Seele in dieser gewissen Zuversicht auf: Endlich wird es dennoch geschehen; du kämpfst und ringst, du steigst und klimmst nicht umsonst — endlich wird doch alle Sünde aufhören, endlich wirst du doch aus aller Sündennot zur Freiheit und zum Frieden kommen: Herz, freu' dich, du sollst werden vom Elend dieser Erden und von der Sünden Arbeit frei! Und als herrliches, seliges Ziel winkt die Krone des Lebens, auf der die Inschrift leuchtet, die einst Israels Priesterdiadem schmückte und nun von den Stirnen aller derer strahlen soll, die zu Priestern des oberen Heiligtums bereitet sind: Heilig dem Herrn!

Es versteht sich eigentlich von selbst, daß damit auch alles schwindet, was wir hier als die bittre Frucht der Sünde kennen. Das ist des Lebens tausendgestaltige Angst und Not. So sollen wir auch frei von allem Übel werden. Wir sind uns als Christen dessen voll bewußt, daß das Übel in der Welt eine Folge der Sündenherrschaft in ihr ist. Nicht zwar ist jedes einzelne Übel eine unmittelbare Folge einzelner persönlicher Verschuldung. Nein, gegen diese harte Weisheit der Freunde Hiobs hat Jesus selbst sich scharf ablehnend gestellt. Als seine Jünger ihn angesichts eines Blinden fragten: Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, daß er ist blind geboren? hat er ihnen geantwortet: Es hat weder dieser gesündigt, noch seine Eltern. Als man ihm erzählte von den Galiläern, deren Blut Pilatus mit ihrem Opfer vermischt hatte, antwortete er: Meint ihr, daß diese Galiläer vor allen Galiläern Sünder gewesen sind? oder meint ihr, daß die achtzehn, auf welche der Turm von Siloah fiel und erschlug sie, seien schuldig gewesen vor allen Menschen, die zu Jerusalem wohnen? Bei aller Anerkennung des heiligen Eifers Gottes, der die Sünden der Väter heimsucht bis ins dritte und vierte Glied, sind wir doch weit davon entfernt, unbedingt alles Übel in späteren Geschlechtern als Vererbung der Schuld der Väter anzusehen. Bei aller Anerkennung der Gerechtigkeit Gottes, die einen jeden ernten läßt, was er säet, sind

wir doch nicht imstande, alles Übel als Strafe persönlicher Schuld, alles Glück als Lohn persönlicher Frömmigkeit oder Tugend anzusehen. Dennoch bleibt es wahr, daß es kein Übel gäbe, wenn es keine Sünde gäbe in der Welt, daß die Sünde erst die Schleusen alles Übels in ihr geöffnet hat, daß um der Sünde willen der Acker verflucht ist, die Arbeit zu einem Mühen im Schweiße des Angesichts geworden ist und alle Kreatur sich ängstet. Anderseits sind wir keineswegs der Meinung, daß die Welt ein Jammertal ist; ist sie es, so ist sie es eben nicht nach Gottes Willen; wo Jammer in der Welt uns begegnet, da ist Menschensünde daran schuld. Tausendfache Krankheit geht im Gefolge der Sünde, nicht nur etwa der Völlerei, der Ausschweifung, der Unzucht, nein, auch im Gefolge jenes nur auf das Irdische gerichteten Sinnes, der in unsrer Zeit herrscht, der die Menschen zu Maschinen der Arbeit macht, wie zu Knechten des Genusses, der um des Erwerbs und Gewinns willen die Menschenkraft ausbeutet, das Familienleben zerstört, den Schwächeren mit Füßen tritt. Tausendfache Armut ist selbstverschuldet durch Trunk und Leichtsinn oder durch gewinnsüchtiges, dann fehlgeschlagenes Spekulieren, ist von andern verschuldet durch Hartherzigkeit und Selbstsucht; tausendfache Nöte der Völker wie des einzelnen stammen in ihren letzten Ursachen aus der Abkehr des Menschen von Gott und seinem Leben. Darum ist dieselbe Welt, deren Schönheit und Reichtum die einen genießen und rühmen, für die andern zum Jammertal geworden. Soll das immer so bleiben? Hier ist die Antwort: Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen . . kein Leid wird mehr sein, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein.

Man nennt solche Christenhoffnung spottend einen Wechsel auf die Zukunft. Wahrlich, nein, die Hoffnung auf jene Herrlichkeit schließt nicht aus, daß christliche Liebe schon hier, soweit sie nur vermag, Tränen trocknet und Schmerzen stillt, Ungleichheiten und Härten des Lebens ebnet und seine Rauheiten mildert. Christliche Liebe und Gerechtigkeit sind eine, ja die einzige versöhnende Macht im Leben der Menschen.

Wenn sie nicht wäre, sollte es wohl anders aussehen; und man begreift schlecht, wie gerade diejenigen Kreise unseres Volkes, die unter dem Druck leben, sich gegen das Christentum mit allem Haß wenden, statt in ihm die Kräfte des sozialen Ausgleichs zu finden und zu entbinden. Aber alles Mühen um die Heilung der Wunden der Zeit scheitert hier an der Machtlosigkeit menschlichen Könnens. Jedoch es bahnt jene Zeit an, von der der Seher von Patmos redet: Gott wird abwischen alle Tränen! Wie die Sünde wird auch das Leid aufhören. Das ist vielleicht der volkstümlichste Zug am Bilde der Seligkeit; das ist das Tröstliche dieser Hoffnung für uns Menschen des Leides. Wir schreiben diese Hoffnung über unsre Krankenbetten: Was hier kranket, seufzt und fleht, wird dort frisch und herrlich gehen. Jesu Wunder an den Kranken waren Prophetieen auf die Vollendungszeit des Himmelreichs, sie waren Vorausnahme dessen, was sein wird, für etliche Auserwählte. Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Tauben hören, die Stummen reden. Das alles ist Hoffnung künftiger Herrlichkeit. Kein Schmerz wird mehr sein, kein Leid noch Geschrei. Auch die Seele wird kein Leid mehr haben, keinen Kummer, keine Sorge, keine bittren Enttäuschungen, keinen Trennungsschmerz. Das Leiden hat seine erzieherische Bedeutung im Leben; ein großer Schmerz vertieft, veredelt:

Leiden stimmt des Herzens Saiten
Für den Psalm der Ewigkeiten;
Leiden macht im Glauben gründlich,
Macht gebeugt, barmherzig, kindlich.

Aber wenn die Erziehung vollendet ist, bedarf es der Rutenschläge der Vaterliebe nicht mehr. Die Leiden dieser Zeit sind nicht wert der Herrlichkeit, die an uns soll offenbart werden. Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Zu dem ersten Zug der Heiligkeit gesellt sich als zweiter: die Freude. Wir werden fröhlich sein — Eia, wär'n wir da!

Und diese Heiligkeit währt ewig, diese Freude währt ewig — denn der Tod wird nicht mehr sein. Das ist das Dritte. Wir werden frei sein vom Tode. Der Tod ist der

Sünde Sold; der Tod ist das letzte in der Kette von Übeln, die die Welt um der Sünde Willen trägt. Auch er wird überwunden sein. Nichts macht uns hienieden das Leben so schwer, wie das Sterben. Wir denken nur nicht daran; wir gleichen dem Manne in der Parabel, der zwischen dem aufgesperrten Maul des Drachens in der Brunnentiefe unten und den drohenden Gebärden seines Kamels oben bei dem Nagen der schwarzen und der weißen Maus an den Wurzeln des Strauchs, der ihn hält, dennoch sich an den Beeren des Strauches labt. — Dächten wir stets daran, daß wir eigentlich nicht Lebende sind, sondern Sterbende, — die Freude am Leben würde uns vergällt sein, keiner würde den Mut haben, seines Lebens froh zu werden. Aber auch der Tod wird nicht mehr sein. Wir wissen, daß Christus von den Toten erweckt, hinfort nicht stirbt, wir hoffen ein gleiches auch für uns: wir sollen unsterblich sein, ewiges Leben haben. Und nun erst, wenn alle jene Hemmungen des Lebens, wenn Sünde und Übel und Tod nicht mehr sein werden, nun erst, wenn kein Wurm mehr an seinem Marke nagt, wird das Leben seine Blüten entfalten können in der vollsten Schönheit — heilig, fröhlich, ewig — das ist unsre Seligkeit.

Und wir sind gewiß, das sind keine Träumereien; es kann nicht anders sein, wenn wir uns daran erinnern, daß wir von dem allen schon hier etwas schmecken und haben können. Die Seligkeit ist nicht nur etwas jenseitiges. „Nur was schon hier zu leben angefangen, das lebt, das wird das Sterben überdauern." In Christo gibt es schon eine anfängliche diesseitige Seligkeit, denn wo Christus ist, da kann die Sünde nicht herrschen, das Leid nicht schmerzen, der Tod nicht töten. Alle Seligkeit haftet an der Gemeinschaft mit ihm. So ist das der Grund auch der ewigen Seligkeit, daß uns verheißen ist: Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen, und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein. Hier erst enthüllt sich uns das tiefste Geheimnis aller Seligkeit: Wir sollen bei dem Herrn sein!

Danach ringen wir wohl auch hier schon. Aber das fühlen wir alle: was wir hier an Gemeinschaft mit ihm ahnen und haben, ist nur ein schwacher Vorschmack ewiger Freuden. Das ist uns auch schon für diese Erde verheißen; Jehovah hat unter seinem Volke wohnen wollen, Jesus hat den Seinen versprochen, bei ihnen zu sein alle Tage bis an der Welt Ende. Aber das fühlen wir alle: seine Nähe, seine Gegenwart ist uns noch verhüllt, und zwischen ihm und uns steht noch zu viel, als daß wir sie unmittelbar empfinden könnten. Das ist auch schon hienieden unser Glück; seht welch eine Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir seine Kinder sollen heißen. Aber das fühlen wir auch: wir sind nun Gottes Kinder, und es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden, wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden, denn wir werden ihn sehen, wie er ist. Und das ist gewiß unser größtes Hoffen: wo Er ist, da kann es keine Sünde geben, da kann kein Leid sein, da kann kein Tod herrschen. Darum sind wir heilig, fröhlich, ewig, weil wir bei ihm sind; Er unser Gott und wir sein Volk, Er unter uns und wir um ihn, Er in uns und wir in ihm — wer will sagen, was das für Seligkeit ist?

Aber wenn denn solches unser Ziel ist, so lasset uns nicht vergessen, daß zu hohen Zielen nur steile Wege führen. Gewiß ist das Jenseits ein Gegensatz zum Diesseits; aber doch, soll das diesseitige Leben einmal zur jenseitigen Herrlichkeit werden, muß es schon hier die Züge jener Herrlichkeit anfangen an sich zu tragen. Sollen wir einst frei von der Sünde sein, so gilt es schon hier, schon heute einen guten Kampf kämpfen; meinen wir nicht, daß der Tod einfach die Sünde auslöscht; wie sollte frei von Sünde dort sein, wer hier im Dienst der Sünde gestanden? Erlösung von der Sünde durch Jesum Christum ist Voraussetzung des ewigen Lebens; nur wo Vergebung der Sünde ist, da ist Leben und Seligkeit. Heiligung ist Vorstufe der Seligkeit, und wir jagen nach der Heiligung, ohne welche wird niemand Gott sehen. Selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen! — Sollen wir einst frei

sein vom Leid, wohlan, suchen wir schon hier die Freude im Herrn zu gewinnen, die uns über Schmerz und Leid hinüberhebt, suchen wir schon hier der Menschen Tränen zu trocknen, daß ihr Leben eine Ahnung, einen Schein jener Herrlichkeit an sich trage, die sie hoffen. Sollen wir einst vom Tode frei sein, wohlan, laßt uns schon hier jenes Leben suchen, das den Tod überdauert und hineinwächst in die Ewigkeit. Die da bekennen können: Christus ist mein Leben, dürfen triumphieren: Sterben ist mein Gewinn! Und sollen wir einst bei dem Herrn sein allezeit, laßt uns schon hier die Gemeinschaft mit ihm suchen, die der Glaube schenkt. Hier in der Zeit bei ihm sein ist Voraussetzung dafür, daß wir in der Ewigkeit bei ihm seien. Jene Seligkeit ist's wert, daß wir danach ringen, einzugehen durch die schmale Pforte. Darum

Wohlan, den schmalen Pfad hinangeklommen!
Es ist der Mühe und des Schweißes wert,
Dorthin zu eilen und dort anzukommen,
Wo mehr, als wir verstehn, der Herr beschert.

X.

Ewigkeitsmenschen.

Matth. 22, 23—30. An demselbigen Tage traten zu ihm die Sadduzäer, die da halten, es sei kein Auferstehen, und fragten ihn und sprachen: Meister, Mose hat gesagt: So einer stirbt und hat nicht Kinder, so soll sein Bruder sein Weib freien und seinem Bruder Samen erwecken. Nun sind bei uns gewesen sieben Brüder. Der erste freite und starb; und dieweil er nicht Samen hatte, ließ er sein Weib seinem Bruder; desselbigen gleichen der andre und der dritte bis an den siebenten. Zuletzt nach allen starb auch das Weib. Nun in der Auferstehung, wes Weib wird sie sein unter den sieben? Sie haben sie ja alle gehabt. Jesus aber antwortete und sprach zu ihnen: Ihr irret und wisset die Schrift nicht, noch die Kraft Gottes. In der Auferstehung werden sie weder freien, noch sich freien lassen, sondern sie sind gleich wie die Engel Gottes im Himmel.

Es ist wohl mehr als Neugier, es ist Teilnahme der Liebe an dem Los der uns in die Ewigkeit Vorangegangenen, es ist auch ernste Sorge um die Gestaltung unsres eigenen Schicksals in der jenseitigen Welt, wenn uns die Frage nach den Formen bewegt, in welchen wir das Leben der Seligen uns vorstellen sollen. Dem natürlichen Denken erwachsen ja ungezählte Schwierigkeiten aus dem Gedanken an dies jenseitige Leben. Und es gehörte nicht viel Scharfsinn dazu, wenn die Sadduzäer, die die Auferstehung der Toten leugneten, diese Hoffnung als etwas Absurdes ins Lächerliche zu ziehen versuchten. Sie tragen dem Herrn den Fall einer siebenmal verheiratet gewesenen Frau vor und glauben nun ihn und alle Jenseitsgläubigen mit der Frage in die Enge zu treiben:

Nun, in der Auferstehung, wessen Weib wird sie sein von den sieben? Sie haben sie ja alle gehabt?

Merkte man der ganzen Fragestellung nicht die Bosheit an, so könnte man sie naiv nennen. Tatsächlich gibt es so eine naive Vorstellung des Jenseits, die einfach und ohne weiteres die Verhältnisse des irdischen Lebens auf jenes überträgt, wie die Naturvölker wohl es tun, wenn die Germanen sich die jenseitige Welt als Walhalla, die Indianer sie als die ewigen Jagdgründe, die Muhammedaner als herrliche Wonnegärten vorstellen, oder wie die Chinesen ihre Toten mit allerhand Gegenständen des hiesigen Lebens ausstatten und sie ihnen in Papiernachbildung verbrennen, damit es ihnen im Jenseits an Kleidern und Häusern und Sänften und was sonst der Chinese zum Wohlleben braucht, nicht fehle.

Aber auch diese kindlich-naive Vorstellung einer Fortdauer aller irdisch zeitlichen Lebensformen im Jenseits verstehen wir aus dem Bedürfnis der Liebe, die es nicht ertragen kann, daß die hier zwischen Mensch und Mensch bestehenden Beziehungen mit dem Tode sich ewig lösen sollen. Sie vergißt nur, daß es nicht angeht, in die Ewigkeit zu versetzen, was nur der Zeit angehört, in ein Leben des reinen Geistes (denn auch der Leib ist ein geistlicher Leib in der Seligkeit) hinüberzuverlegen, was dem Fleische entstammt. Wenn wir nun fragen, wie es um die Persönlichkeit, um die Individualität, um Alter, Geschlecht, Volkszugehörigkeit, wie es um die Fortdauer der Familie, der Arbeit, des Berufes und der Natur, wie es um die Formen und den Inhalt des Lebens der Seligen im allgemeinen steht, so müssen wir von vornherein sagen, daß die Antwort darauf uns nur in sehr geringem Umfang möglich ist, und daß es leichter ist zu sagen, was nicht sein kann, als was sein wird. Aber versuchen wir die Andeutungen der Schrift hierüber zu verstehen.

Die Frage der Sadduzäer setzt unzweifelhaft die Annahme eines Fortbestandes der einzelnen Persönlichkeiten als solcher voraus. Sieben Brüder und eine Frau treten eben als solche in der Vorstellung der Frageteller im

Jenseits einander gegenüber. Jesus leugnet diese Annahme nicht. Es gehört vielmehr mit zu den grundlegenden Wahrheiten der Schrift über das jenseitige Leben, daß nicht etwa die Einzelpersönlichkeit sich auflöst im Allgeist, daß sie nicht etwa nur nach Art der pantheistisch-naturphilosophischen Theorie Fechners in den von ihrem Geist beeinflußten Personen geistig weiter existiert, sondern daß die menschliche Persönlichkeit persönliche Unsterblichkeit besitzt — ob auch diese Vorstellung von der den Menschen zum Tier erniedrigenden Entwicklungslehre als Gipfel des Größenwahns bezeichnet wird, daß ein Mensch für sich den Anspruch auf ewige Existenz erhebt. Wir haben früher schon gezeigt, daß das Selbstbewußtsein nicht stirbt — und das ist's doch eben, was die Persönlichkeit ausmacht. Aber die Persönlichkeit ist nie etwas rein geistiges; das geistige Wesen eines Menschen hat seinen Naturgrund in seinem leiblichen Sein. Deshalb kann man es schwer wegdenken. Man hat nun aus den Worten Jesu: Sie werden weder freien noch sich freien lassen, sondern sie sind gleichwie die Engel Gottes zum Teil falsche Schlüsse gezogen. Einmal gründet hierauf die landläufige Vorstellung, daß Menschen, insbesondere Kinder, unschuldige, reine, früh gestorbene Kinder zu Engeln werden. Davon steht nichts da, nur wie Gottes Engel sollen die Seligen sein. Die Engelwelt erscheint in der Schrift durchweg als eine Gottesschöpfung für sich, als eine selbständige Welt neben der Menschenwelt, von einem Übergang der einen in die andere ist nicht die Rede. (Die Stelle 1. Mos. 6 von der Vermischung der Gottessöhne und Menschentöchter ist sehr vieldeutig und gehört, selbst wenn man sie auf Engel bezöge, der vorchristlichen Offenbarungsstufe an.) Aber auch die auf unser Herrenwort sich gründende Anschauung von der Geschlechtslosigkeit der Seligen läßt sich schwerlich mit Evidenz erweisen; denn die Schrift sagt auch nichts in bezug hierauf von den Engeln, mit denen sie verglichen werden. Die Namen, die den Engeln beigelegt sind, die Formen, in denen sie den Menschen erscheinen, sind zwar durchgängig männlich gedacht, während die spätere Kunst den Engeln oft

weibliche Züge gibt; aber über ihr Geschlecht ist damit nichts gesagt, man müßte denn sie auch männlich denken, und das würde geradezu die Geschlechtslosigkeit ausschließen. Johannes sieht in der Offenbarung die Kirche als Weib in der Sonne — eine Stelle, die wenigstens die Vorstellung des Geschlechtsunterschiedes auch für die jenseitige Welt offen läßt. Wäre dieser Unterschied nur körperlicher Art, so hätte er selbstverständlich kein Recht auf Fortbestand. Aber die Geschlechtsunterschiede greifen, wie schon früher erwähnt, ja so tief ins Seelenleben ein, oder wurzeln so tief in ihm, zwischen männlichem und weiblichem Naturell sind so große Unterschiede, daß man mit Recht von männlichen und weiblichen Seelen sprechen kann. Ich sehe keinen Grund, warum diese seelisch-geistigen Verschiedenheiten nicht auch irgendwelche Ausprägung im Jenseits finden sollten, wenn eben der Mensch doch als Persönlichkeit nach seinem so oder so gearteten geistigen Sein ewig ist, und, wie früher erwähnt, der Geist das Bestimmende für den Leib ist.

Nicht minder schwierig scheint die Frage nach dem Alter. Werden wir unsre Kinder als Kinder, unsre Alten im weißen Haar wiederfinden? Wir können darauf keine Antwort geben, die uns volle Gewißheit verschaffte. Die Schrift sagt nichts darüber. Aber wenn die Seligkeit überall als Zustand der Vollkommenheit erscheint, so könnte das Alter jedenfalls nicht Schwäche, sondern nur volle Reife, die Kindheit nicht unbeholfene Schwachheit, sondern nur erste zarte Blüte sein. Was wir Jugend oder Alter nennen, gehört ja aber ganz der Zeit an und wird wohl in der zeitlosen Ewigkeit keinen Raum haben. Aber die Schrift weiß von einem andern Alter, das mit dem leiblichen Leben nichts zu tun hat. Paulus spricht von einem Mannesalter in Christo, und wie es hier ein verschiedenes Maß des Wachstums und der Reife im Glauben, im Leben in Gott gibt, das nicht an den Jahren hängt, so mag es wohl auch im Jenseits Unterschiede der größeren oder geringeren Herrlichkeit geben — wie ja doch schon hier manches Kind älter sein kann und reifer in seinem inneren Leben, als

seine Eltern und mancher, der ein Greis an Jahren ist, nur erst ein Kind im Glauben und der Gerechtigkeit. Auf Unterschiede in der Herrlichkeit weist die Schrift deutlich hin. Paulus redet von sieben Himmeln, offenbar im Sinn einer je näher dem Throne Gottes um so reicheren Herrlichkeit; er spricht davon, daß wir werden verwandelt werden von einer Klarheit zur andern (2. Kor. 3, 18). Die Söhne Zebedäi begehren die Plätze zur Rechten und Linken seines Thrones, und Jesus leugnet nicht, daß es solche Ehrenplätze gibt, ja er verheißt seinen Aposteln, daß sie auf den zwölf Stühlen sitzen werden; er zeigt uns einen Lazarus im Schoß Abrahams und die Gläubigen aus der Heidenwelt an einem Tisch mit Isaak, Jakob und Abraham; die treuen Knechte werden nach dem Maß der verschiedenen Erfolge ihrer Güterverwaltung auch verschieden belohnt, der eine wird über zehn, der andre über fünf Städte gesetzt. Das alles deutet auf ein verschiedenes Maß des in allen Seligen doch gleichen Lebens in Gott. Man hat wohl gesagt, die Seligkeit sei dieselbe, die Herrlichkeit verschieden, wie der perlende Wein derselbe ist, aber die Gefäße, in denen er gereicht wird, an Kostbarkeit oder Größe verschieden sind. So mag auch ein Unterschied im geistlichen Alter sein trotz der gemeinsam erreichten vollen Überwindung von Sünde, Leid und Tod. Denn nur was allein der Zeit angehört, kann vergehen, was selbst auf ewigen Gründen ruht, währt auch in die Ewigkeit.

Danach haben wir nun wohl auch die Frage nach der Fortdauer der irdischen Beziehungen zu beurteilen. Sie werden weder freien noch sich freien lassen; dies Wort Jesu bedeutet sicher das Aufhören der Ehe und Familie in ihrer derzeitigen irdischen Form. Schon hier auf Erden gilt in Christo weder Mann noch Weib, weder Jude noch Grieche, weder Knecht noch Freier. Und derselbe Jesus, der den Bestand der Familie durch seinen Besuch und sein Wunder auf der Hochzeit zu Kana anerkannt hat, hat doch, als ihm gesagt ward, seine Mutter und seine Brüder stünden draußen, ge-

antwortet: Wer ist meine Mutter? wer sind meine Brüder? und auf seine Jünger weisend gesagt: Wer meinen Willen tut, der ist mir Mutter, Bruder und Schwester. Damit hat Jesus die Familie als solche als die noch nicht höchste Form der Gemeinschaft unter Menschen bezeichnet, sofern sie nur auf den natürlichen Banden ruht, die Fleisch und Blut zwischen Menschen knüpfen; aber zugleich hat er eine höhere Form der Gemeinschaft geschaffen. Es ist doch schon hier so: nicht die Naturseite der Ehe ist, was ihr ihren Bestand sichert, sondern die innere Gemeinsamkeit der in ihr verbundenen Seelen. Die natürlichen Bande der Verwandtschaft sind nie stark genug, allein eine Familie zusammenzuhalten; die Bürgschaft ihrer Dauer ist die Einigkeit ihrer Glieder in der Gesinnung, in der Weltanschauung, in der religiösen Überzeugung, in den sittlichen Grundsätzen. Anderseits können wir mit Menschen, die uns leiblich völlig fernstehen, die wir vielleicht gar nicht von Angesicht kennen, eine so innige Gemeinschaft haben im Glauben, in der Weltanschauung, in den geistigen Gütern des Lebens, daß sie uns näher stehen als leibliche Verwandte. Darum können wir nicht hoffen, daß jede Familie als solche in Ewigkeit verbunden bleibt. Das Wort des Herrn an Petrus: Was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein, kann hierauf nicht bezogen werden. Wahr aber ist das Wort Spittas: Was in dem Herrn sich findet, das währt in ihm auch fort. Am nächsten werden und können uns in jener Welt nur die stehen, die mit uns dem Herrn gleich nahe stehen. Je mehr unsre Familiengemeinschaft aufhört nur natürlich zu sein, je mehr sie geheiligt ist durch Gemeinsamkeit einer Liebe zum Herrn, eines Glaubens, einer Hoffnung, um so sicherer werden wir vor Gottes Throne wiederfinden, die hier um uns waren.

Denn das Wort vom Wiedersehen ist keine schöne Phrase, es ist Ausdruck gewisser Hoffnung, die mit der Gewißheit der Fortdauer persönlichen Lebens wie von selbst gegeben ist. Wenn Jesus den Seinen verheißt, daß er sie wiedersehen wolle und sie als die Seinen erkennen werde,

wenn umgekehrt Johannes uns bezeugt, daß wir ihn sehen werden, wie er ist, und Paulus unser Erkennen in jener Welt auf die gleiche Stufe stellt mit unserm Erkanntwerden (1. Kor. 13, 12), so ist zunächst damit ein persönliches Schauen und Erkennen für die Verklärten gewährleistet. Und daß dies Sehen und Erkennen sich nicht nur auf den Herrn, sondern auf die Seligen unter einander bezieht, ist auch in der Schrift bezeugt. Selbst im Reich der Toten gibt es solch Erkennen; die Bewohner der Unterwelt erkennen den König von Babel, der zu ihr herabsteigt: Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern! Ist das der Mann, der die Welt zittern und die Königreiche erbeben machte? (Jes. 14, 12. 16). Auch im Zustand der Erwartung jenseits des Grabes gibt es solch ein Erkennen; der reiche Mann erkennt Lazarus und Abraham. Wieviel mehr werden die zum Reich Gottes Eingegangenen Abraham und Isaak und Jakob erkennen, wenn sie doch mit ihnen am Tisch sitzen, wieviel mehr kennt der Ältesten einer in Offenb. Joh. 7 die Schaar in den weißen Kleidern als solche, die gekommen sind aus großer Trübsal und ihre Kleider hell gemacht haben im Blute des Lammes. Zwar werden die Erlöseten einen neuen Namen tragen, aber dieser Name ist der Name ihres Herrn und Erlösers, und die Zeichnung mit ihm bezeichnet die volle Zugehörigkeit zu ihm. Und dieses Tragen seines Namens schließt doch nicht aus, daß jeder seine Persönlichkeit darunter als sein eigenstes behält und darstellt. Gewiß, vielleicht werden wir manchen nicht wiedererkennen; aber das liegt daran, daß dann offenbar sein wird, was hier verborgen war. Mancher Mensch, von dem wir hier nur die Hülle sahen, wird dann nach seinem innersten Wesen uns erst bekannt werden; denn unser Leben ist verborgen mit Christo in Gott, wenn aber Christus, unser Leben, sich offenbaren wird, dann werden wir mit ihm offenbar werden in der Herrlichkeit. Wohl uns, wenn auch uns einmal die Seligen erkennen werden! wenn solche, die wir hier geliebt, uns aufnehmen in die ewigen Hütten (Luk. 16, 9), wenn wir wieder vereinigt sein werden mit denen, die von uns genommen sind.

Wird das nicht Freude sein,
Wenn, was der Tod genommen,
Uns wird entgegenkommen
Und jauchzend holen ein?
Wenn man wird froh umfassen,
Was tränend man verlassen —
Wird das nicht Freude sein?

Aber — so wird vielleicht mancher fragen — wird das nicht Schmerz sein, wenn wir nicht alle wiederfinden, die wir hier geliebt? Wird das Vermissen der Verlorenen nicht die Seligkeit der Seligen trüben müssen? Es gibt wohl nur eins, was diesen Gedanken erträglich macht: die Voraussetzung völliger Vereinigung unsres Willens und Lebens mit Gott. Wenn es für den alleinseligen, aber doch auch heiligen Gott keine Trübung seiner Seligkeit ist, daß aus dem Vollendungszustand des Reiches Gottes alle Ärgernisse und die da Unrecht tun (Matth. 13, 41) hinweggetan sind, wie sollte es die Seligkeit derer trüben können, die nur noch lieben, was er liebt, nur noch wollen, was er will, nur noch hassen, was er haßt? Und läßt sich nicht überall das Geringere vermissen, wenn uns Größeres geschenkt ist? Wer wird, wenn ein herrliches Schloß oder ein prächtiger Dom vollendet dasteht, noch vermissen die Gerüste, die um ihn gebaut waren, die Nägel und Schrauben darin, oder die Zeichnungen und Entwürfe und Probeausführungen in Stuck, die vordem waren? Und doch hat der Meister auch das alles mit Liebe und Sorgfalt bis ins Kleinste ausgeführt. Aber nun er das vollendete Werk hat, kann er das alles entbehren. Wer wird, wenn die Glocke gegossen ist, noch nach dem Mantel fragen, in dem sie gegossen ward, so kunstvoll auch in ihm das Muster gegraben war, das nun die Glocke trägt? Wir werden im Lichte der Ewigkeit Menschen und Dinge nach ihrem Ewigkeitswert beurteilen lernen und erkennen, daß mancher und manches nach Gottes Willen seinen Wert nur in der Zeit hatte als ein Mittel zu ewigen Zwecken, das keinen Raum und kein Recht mehr hat, wenn der Zweck erreicht ist. Aber fürchten wir darum keine

Verarmung, denn gerade für den Zustand der Wiedergeburt der Welt und Menschheit zum Himmelreich verheißt der Herr: Wer verlässet Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Weib oder Kinder oder Äcker um meines Namens willen, der wird es hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben (Matth. 19, 29). In der Gemeinschaft der Seligen würde uns ein hundertfacher Ersatz geboten für den Verlust der Verlorenen.

Aber dies Wort, wenn es mehr ist, als eine bloße bildliche Einkleidung des Gedankens an eine reiche Vergeltung, stellt uns noch vor eine Aussicht von überraschender Art. Wie, auch Äcker und Häuser sollen wir hundertfältig finden in jener Welt? Sind das die Schätze, die wir im Himmel haben, die bessere und bleibende Gabe, von der die Schrift redet (Ebr. 10, 34)? Was soll das heißen, wenn nicht auch für jene Welt die Schrift eine Mannigfaltigkeit des Lebens und Wirkens verheißt. Man darf sich ja gewiß nicht das ewige Leben in den Formen des irdischen vorstellen und es grobsinnlich ausdenken mit Häusern und Äckern, mit Ehe und Familie im zeitlichen Sinn. Wer das tut, spricht Jesus, der kennt die Kraft Gottes nicht, dem es ein Geringes sein wird, dem ewigen Leben auch seine eigenen Formen zu geben. Aber anderseits darf man doch nicht zu übergeistlich von jenem Leben denken, als ob es nur ein ewiges Hallelujasingen sein würde. Der von Spöttern gegen die Langweiligkeit eines solchen ewigen Lebens gerichtete Vorwurf trifft die Schrift nicht. Hier wird, wie wir sahen, der eine Macht empfangen über zehn, der andre über fünf Städte; Leben ist Mannigfaltigkeit und nicht Einerleiheit, Leben ist Wirken und nicht Ruhen; Gott aber ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen; in ihm leben sie alle. Was unser Werk sein wird, das kann niemand sagen. Man hat wohl gesagt, die einzige Kunst, von der wir bestimmt wissen, daß sie in die Ewigkeit hineinreichen wird, werde die Musik sein; die Harfen in den Händen der Seligen und die Psalmen auf ihren Lippen sind Zeugen dafür. Aber wenn überhaupt der Bildersprache der Offenbarung und der Gleichnisse Jesu eine

Welt der Wirklichkeit entspricht, und wenn da von Perlentoren und goldenen Gassen, vom Holz des Lebens und vom kristallenen Strom die Rede ist, was heißt das anders, als daß alle Kreatur einmal eine Verklärung erleben wird, nach der, wie Paulus bezeugt, ihr ängstliches Harren sich sehnet unter dem Gesetz der Vergänglichkeit, dem sie unterworfen ist. Wir warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde, darinnen Gerechtigkeit wohnt; aber so viel herrlicher ist diese neue Welt, daß Johannes von ihr zeugen kann: Da wird keine Nacht sein, denn Gott der Herr wird sie erleuchten. Man mag gegen diese Vorstellung den Vorwurf allzusinnlicher Anschauung erheben, sie stimmt doch damit, daß dem Glauben alle Kreatur als ein Werk Gottes erscheint, das, wenn auch hier nach seiner Bestimmung dem Tode unterworfen, dennoch einen Ewigkeitswert hat.

Wir sind am Ziele unsrer Wandrung angelangt. Durch die dunklen Pforten des Todes hat unser Weg geführt, durch das Zwielicht des Zwischenzustandes bis zum Morgen des jüngsten Tages — Gericht und Verdammnis, Himmel und Seligkeit hat uns Gottes Wort vor Augen gestellt. Wozu?

Nicht um leere Neugier zu befriedigen. Neugier kommt nicht auf ihre Rechnung; es ist zu wenig, was wir mit Sicherheit über jene Welt aussagen können, als daß es alle Fragen löste, alle Wünsche befriedigte. Aber dies wenige ist genug, um uns ein Ziel zu zeigen, das wert ist, daß wir an seine Erreichung alle Kräfte setzen. Wer da meint, die Jenseitshoffnung eines Christen lähme seine Kräfte für das Diesseits, wer jenes Wort Feuerbachs unterschreibt, daß für die Erde verloren, wer für den Himmel geboren sei, der kennt nicht die heiligende Kraft, die gerade jenes Hoffen hat. Selbst ein Lorenzo de Medici hat das Wort gesprochen, das sich Goethe angeeignet hat: „Alle diejenigen sind auch für dies Leben tot, die kein andres hoffen." Erst wenn das Leben ein Ziel hat, lohnt sich's zu leben; erst wenn dem Ringen ein endlicher Sieg winkt, lohnt sich's zu ringen. Wer solche Hoffnung hat, der reinigt sich, sagt Johannes. Und unser ganzes

Diesseitsleben bekommt die Bedeutung eines Übungsfeldes, einer Schule für die Ewigkeit. Das heiligt unser Glück, daß wir es als Vorschmack der Seligkeit empfinden, das tröstet uns im Leid, daß wir hoffen können, das macht treu im Irdischen, daß wir die Vollendung alles Irdischen als Ziel vor uns sehen, das hilft sterben, daß wir uns als Lebende wissen. So laßt uns Ewigkeitsmenschen sein, schon hier, Menschen, die für die Ewigkeit leben, damit wir Menschen seien, die in der Ewigkeit leben. — —

Am Allerseelentag 1899 ist der berühmte Pariser Begräbnisplatz Père Lachaise mit jenem nicht minder berühmten Denkmal geschmückt worden, das die Künstlerhand Albert Bartholomés geschaffen hat. In der Form antiker Grabkammern gehalten zeigt es, wie sein Schöpfer selbst es ausgesprochen, „die Menschheit, die dem Tode entgegengeht"; von rechts und links nahen sich seiner dunklen Pforte die dem Sterben Geweihten; die einen haben sich in Verzweiflung niedergeworfen und ihr Haupt verhüllt, um das Schreckliche nicht zu sehen; die andern klammern sich fest aneinander; hier wankt ein müder Greis auf seinen Stab gelehnt schon in das Tor hinein, an dessen Pfosten er sich tastend lehnt, dort wirft eine jugendliche Mädchengestalt dem Leben eine letzte Kußhand zu, hier stützt ein Jüngling die Geliebte, die zusammenzubrechen droht, dort naht ein Kind mit gläubig betendem Vertrauen. In der Pforte aber steht, dem Beschauer den Rücken zuwendend, mit seinen nackten Leibern von dem dunklen Hintergrund der schwarzen gähnenden Tiefe sich scharf abhebend, ein Menschenpaar, im Begriff einzutreten in das Reich des Todes, jenes unbekannte Land der Nacht und der Finsternis, der Mann, mit finstrer, in seiner Haltung meisterhaft ausgedrückter Entschlossenheit sich in das Unvermeidliche fügend, das Weib, die Hand auf seine Schulter gelegt, zurückbebend vor dem Grauen des Todes. Ja, so steht die Menschheit ohne Christus dem Tode gegenüber. Und wenn auch Bartholomé in dem unteren Teil jenes Monuments den Genius des Lichts seine Hände breiten läßt über das dort mitsamt seinem Kindlein in Liebe

verbunden schlummernde Menschenpaar — dennoch fehlt hier der einzige wahre Trost: Christus.

Gott sei gelobt, daß wir im Glauben an ihn die Hoffnung und Gewißheit des Lebens, die Zuversicht auf eine ewige Vollendung haben. Darum schauen wir über Tod und Grab hinweg auf ihn. Wenn einst im alten Rom die Gladiatoren in der Arena dem Tode sich weihten, grüßten sie den zuschauenden Cäsar mit dem Ruf: Ave Caesar, morituri te salutant — Heil, Cäsar, dich grüßen die Todgeweihten! Wir aber schauen von dem Kampfplatz des Lebens, schauen im Stündlein des Todes auf zu einem größeren König, der „umjauchzt von Harfentönen hoch ob der Erde blutigen Arenen als Friedefürst in goldnen Wolken sitzt", und grüßen ihn, wie Gerok gesungen:

Heil, Christe, dir, dich grüßen, die da sterben!
Kurz ist der Kampf, und ewig ist der Lohn.
O selig, wer um deine Krone werben,
O selig, wer dein himmlisch Reich darf erben!
Nimm unsre Seelen auf, du Gottessohn.
Amen.

Anhang.

Ist Christus wirklich auferstanden?

Die Ausführungen, die im Vorangehenden über die Hoffnung auf eine persönliche ewige Vollendung enthalten sind, haben, wie schon mehrfach betont, selbstverständlich zu ihrer Voraussetzung die Auferstehung Jesu Christi von den Toten. Sie allein erscheint uns als sichere Bürgschaft für die Realität einer jenseitigen Welt überhaupt, für die Erlösung der Geister im Gefängnis, für die Auferstehung des Fleisches, für Gericht und Seligkeit. Es dürfte deshalb angebracht sein, dieser Frage zum Schluß noch besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Denn Ungeheuerlicheres und Unglaublicheres ist wohl nie gesprochen worden als jene Behauptung, die am dritten Tage nach der Kreuzigung Jesu von Nazareth in Jerusalem auftrat und mit Windeseile im Kreise seiner Jünger von Mund zu Mund ging: Der Herr ist auferstanden! Er ist wahrhaftig auferstanden! Und es gehört ein großes Maß von Gedankenlosigkeit oder von Überzeugungskraft dazu, daß jahraus jahrein die Osterglocken der gesamten Christenheit diese Behauptung wiederholen. Wer will angesichts dieser Unglaublichkeit einer jeder Analogie im Bereich unsrer Erkenntnis und Erfahrung entbehrenden Behauptung sich darüber verwundern, daß sie von Anfang an auf die stärksten Zweifel gestoßen ist, daß ein Faust beim Klang der Osterglocken jenes skeptische Wort sagt: Was sucht ihr mächtig und gelind, ihr Himmelstöne, mich im Staube? Klingt da umher, wo weiche Menschen sind — die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!

Ist Christus wirklich auferstanden? Die Antwort auf diese Frage hat nicht nur ein theologisches, auch nicht nur

ein historisches Interesse; sie ist von religiöser Bedeutung, insofern allerdings der ganze christliche Glaube, soll heißen, der Glaube an Christus mit seiner Auferstehung steht und fällt.

Für die Beantwortung dieser Frage müssen wir uns zunächst darauf besinnen, daß nicht in erster Linie die Möglichkeit, sondern die Wirklichkeit der Auferstehung Jesu zu beweisen sein würde. Es geht logischer Weise nicht an, zu sagen: Weil die Auferstehung Jesu unmöglich ist, kann sie nicht wirklich sein. Wir müßten umgekehrt sagen: Wenn es gelänge, ihre Wirklichkeit zu beweisen, so würde die Frage der Möglichkeit damit von selbst beantwortet sein.

Um uns aber von der Tatsächlichkeit eines vor Jahrhunderten angeblich geschehenen Ereignisses zu überzeugen, haben wir keine andre Möglichkeit, als die uns die Berichte von Augenzeugen und Zeitgenossen bieten. Daß etwa Caesar ermordet worden ist, glauben wir, weil es uns Geschichtsschreiber erzählen. Wir würden also zunächst die literarischen Quellen auf ihre Glaubwürdigkeit zu prüfen haben.

Nun ist tatsächlich kaum ein Ereignis aus der heiligen Geschichte so reichlich und übereinstimmend bezeugt wie die Auferstehung Jesu. Das vierte, jüngste Evangelium berichtet sie so gut, wie die drei älteren, in ihren Grundbestandteilen bis in das sechste Jahrzehnt des ersten Jahrhunderts selbst nach Harnacks neusten Forschungen zurückreichenden Synoptiker; der älteste Zeuge aber ist Paulus, dessen Hauptbriefe schon in das fünfte Jahrzehnt fallen, und der von Anfang bis zu Ende mit einer von keinem andern gleich scharf durchgeführten Konsequenz die Folgerungen aus der Leugnung der Auferstehung zieht. Überhaupt ist es bemerkenswert, wie durch die gesamte apostolische Predigt in der Apostelgeschichte wie in sämtlichen apostolischen Briefen der Grundton aller Verkündigung der gleiche ist: „Denselben, den die Juden ans Kreuz gehangen, hat Gott auferweckt.“ Es hat ja nicht an Versuchen gefehlt, die Wucht dieser übereinstimmenden Zeugnisse dadurch zu entkräften, daß man die Glaubwürdigkeit der Männer in Zweifel zog, die sie ausgesprochen. Das unbequemste, weil literarisch sicher echte

und zugleich älteste Zeugnis ist das des Paulus. Hier hat nun die neuste Kritik eingesetzt; man macht Paulus zu einem visionären Ekstatiker, einem an krankhaften Halluzinationen leidenden, pathologisch zu nehmenden Phantasten, dessen Worten darum kein Gewicht beizumessen sei. Aber einmal tragen die hierfür angeführten Gründe so sehr den Stempel der Absichtlichkeit, daß sie nicht viel beweisen; ist doch selbst von ärztlicher Seite die Frage, ob Paulus ein Epileptiker war, verneint worden; unterscheidet Paulus doch selber sehr scharf zwischen ekstatischen Zuständen seines Lebens, in denen er sich bis in den siebenten Himmel entrückt wähnte, und der Erscheinung des Auferstandenen vor Damaskus als einer realen Gottesoffenbarung. Sodann aber würden selbst, wenn man dieses Zeugnis entkräften könnte, doch noch soviele andre Zeugen übrig bleiben, wie z. B. die Evangelisten, Petrus, der Verfasser des Ebräerbriefs, daß die Auferstehung Jesu noch immer zu den literarisch am sichersten bezeugten Tatsachen der heiligen Geschichte gehörte.

Näher zugesehen freilich finden sich in den Einzelheiten starke Abweichungen; bald sind es drei Frauen, die zum Grabe gehen, bald wieder zwei, bald gar nur eine, Maria Magdalena, bald sollen zwei Engel im leeren Grabe gesessen haben, bald einer, bald soll Johannes der erste gewesen sein, der das Grab leer fand, bald sollen die Frauen zuerst hineingegangen sein; vor allem wimmelt es von Verschiedenheiten in den Berichten über die Erscheinungen des Auferstandenen hinsichtlich ihres Schauplatzes, ihrer Reihenfolge, der Personen, die sie erlebt haben, und die Aufzählung, die Paulus 1. Kor. 15 gibt, bringt so viel Abweichendes von den evangelischen Berichten, daß es in der Tat schwer ist, hier Einheit hineinzubringen, und besonnene Kritik einfach zugeben muß, daß hier Widersprüche sich finden.

Nur zweierlei läßt sich mit völliger Sicherheit behaupten und wird auch seitens der negativen Kritik anerkannt: einmal die Tatsache, daß das Grab Jesu leer gefunden wurde; zweitens die Tatsache, daß seine Jünger ohne Ausnahme an seine wirkliche Auferstehung geglaubt haben, ja trotz ihrer Zweifel

zum Glauben an sie gekommen sind. Wie nun erklären sich jene Widersprüche, wenn Jesus wirklich auferstanden ist? Wie das leere Grab und der Glaube der Jünger, wenn er nicht auferstanden ist? Das würden die Fragen sein, die wir uns im einzelnen beantworten müssen.

Nun sind jene Widersprüche zum Teil sehr belanglos; ob drei oder zwei Frauen oder nur eine an jenem Morgen zum Grabe gingen, ist für die Sache selbst sehr gleichgültig; es kann auch sehr wohl sein, daß alle drei Berichterstatter Recht haben, daß sie zu dritt zum Grabe gingen (Markus), zu zweit zunächst dort ankamen (Matthäus), während Salome nachkam, und daß von diesen zweien wieder Maria Magdalena zuerst gewahr wurde, daß der Stein weggewälzt war (Johannes); es kann auch sehr wohl sein, daß Jesus sich bald in Judäa, bald in Galiläa den Seinen geoffenbart hat, wenn man nicht gar die von Johannes Lepsius mit Scharfsinn begründete Annahme teilen will, daß das Galiläa der Auferstehungsgeschichte überhaupt nicht die Provinz Galiläa, sondern ein mit dem alten Gilgal oder Gelil identischer Ort am Ölberg gewesen sei. Indessen, wir legen auf solche harmonistische Versuche keinen großen Wert; sie können manches beseitigen, aber nicht alles erklären. Wir bedauern dies auch nicht. Im Gegenteil, gerade die Verschiedenheiten in den Auferstehungsberichten sind gewichtige Zeugen für die Wirklichkeit der Auferstehung des Herrn.

Denn einmal sind sie, wenn Jesus nicht auferstanden wäre, wenn also die biblischen Berichte Dichtung wären, völlig unerklärlich. Wer ein so unglaubliches Faktum erdichtete, sollte der nicht, um es wenigstens einigermaßen plausibel zu machen, geflissentlich vermieden haben, hätte er nicht geflissentlich vermeiden müssen, seine Erzählung durch innere Widersprüche selbst unglaubwürdig zu machen? Hätte er nicht, wenn er solche Abweichungen stehen ließ, sich auf den berechtigten Einwand müssen gefaßt machen, daß das Zeugnis seiner Gewährsmänner nicht übereinstimme? Und wenn er selbst die Jünger Jesu hätte düpieren können, seine Feinde

würden sich den leichten Triumph nicht haben entgehen lassen, an solchen Widersprüchen die Unzuverlässigkeit der Sache nachzuweisen. Sagt man aber, die Geschichte sei ursprünglich gewiß widerspruchslos und einheitlich der Welt aufgetischt worden, aber dann, indem sie von Mund zu Mund ging, so variiert worden, daß schließlich solche Widersprüche entstanden, so würde die gleiche Erkärung auch bei der Weitererzählung eines wirklich geschichtlichen Vorgangs zur Verständlichmachung der in ihr sich findenden Abweichungen zutreffen.

Wir möchten aber noch einen Schritt weitergehen und geradezu sagen: die Widersprüche und Lücken in den Berichten über die Auferstehung sind der sicherste Beweis ihrer Wirklichkeit. Die Auferstehung Jesu hat nach den sicheren Ergebnissen der Textkritik die Jünger völlig überrascht; sie war ein durchaus nicht erwartetes Ereignis. Und nun denke man sich in die Lage der Jünger und Jüngerinnen; „ihre Augen voller Tränen, ihre Herzen voll Verdruß," wie es im Liede heißt, so standen sie am Ostermorgen da, so gingen die Emmauspilger noch am Osterabend hinaus in den dämmernden Abend. Und nun auf einmal stoßen die einen auf ein leeres Grab, tritt den andern der Totgeglaubte leibhaftig in den Weg, erscheint den dritten sein Antlitz, um in dem Augenblick, wo sie es erkennen, zu verschwinden. Von solchen überwältigenden Momenten ist niemand imstande, eine genaue bis ins Detail zutreffende Schilderung hinterher zu geben, und man kann sich wohl denken, wie die Augenzeugen eines solchen gewaltigen Ereignisses hinterher selbst nicht mehr gewußt haben, ob ein oder zwei Engel im Grabe saßen, ob Petrus oder Johannes zuerst ins Grab geguckt, ob Maria Magdalena ihn zuerst gesehen, oder die Frauen, denen er begegnete. Gerade solche kleine Züge tragen ganz deutlich das Merkmal der ursprünglichen Geschichtlichkeit und der Augenzeugenschaft, des Selbsterlebten an sich. Sie erklären sich jedenfalls psychologisch einfach, wenn Jesus wirklich auferstanden ist, sie sind schwer begreiflich, wenn die Auferstehungsgeschichte erst Dichtung späterer Zeit sein soll.

Es ist schon gesagt, daß durch alle Mannigfaltigkeit der Berichte doch ein gemeinsamer Tatsachenbestand übereinstimmend hindurchschimmert; er läßt sich dahin zusammenfassen, daß am dritten Tage nach seiner Kreuzigung die Jünger das Grab leer fanden; dabei ist der Todestag Jesu selbst als der erste, der Tag vom Karfreitag Abend bis Sonnabend Abend nach jüdischer Zeitrechnung als zweiter, der mit Ostersonnabend Abend beginnende Zeitabschnitt als dritter Tag gedacht. Es sei nebenbei bemerkt, daß, wenn die Jünger wirklich die Auferstehung Jesu erwartet hätten, sie sie jedenfalls noch nicht am Ostermorgen erwarten konnten; die Worte Jesu, daß er „nach dreien Tagen" auferstehen werde, ließen kaum eine andre Deutung zu, als auf den Montag oder frühestens Sonntag Abend, und es gehört mit zu dem Überraschenden an der Ostergeschichte, daß die Erfüllung die Weissagung überholt hat. Die Tatsache, daß das Grab leer gewesen sei, läßt sich schlechterdings nicht leugnen, wenn man überhaupt den Quellen irgend welchen Wert noch beimißt; mit Ausnahme von wenigen Radikalen wird dies denn auch seitens der Kritik zugegeben. Um es zu erklären, ohne die Realität der Auferstehung Jesu anzuerkennen, gibt es nun nur vier Möglichkeiten.

Die erste Hypothese ist hier die Annahme eines bloßen Scheintodes Jesu; sie würde kaum noch der Erwähnung wert sein, wenn sie nicht neuerdings in der Romanliteratur wieder auftauchte. Aber ihre völlige Unhaltbarkeit liegt auf der Hand. Einmal bezeugen die biblischen Berichte die Wirklichkeit des Todes Jesu ganz deutlich und unabsichtlich. Bekanntlich wurden den Gehenkten, die nicht sterben wollten, um ihren Qualen ein Ende zu machen, die Beine gebrochen, d. h. die Knochen, vor allem wohl die Schädeldecke eingeschlagen. Daß es bei Jesu nicht geschehen ist, wird ausdrücklich damit motiviert, daß der Tod zur Verwunderung des Pilatus schon von selbst eingetreten war. Auch, daß ein Kriegsknecht mit einem Lanzenstich ihm die Seite öffnete, ist wohl nicht als Akt grausamer Roheit (wie es Rubens in seinem im Antwerpener Museum

befindlichen Gemälde Christ crucifié entre les deux larrons oder le coup de lance auffaßt), sondern als Konstatierung des wirklich eingetretenen Todes anzusehen (wie es in dem in der Knakfußschen Kunstgeschichte abgebildeten Bolswertschen Stich jenes Bildes durch die völlig veränderte Lanzenhaltung ausgedrückt ist). Dann aber — wie sollte ein Scheintoter auferstehen! Allerdings berichtet Josephus einmal von der durch treue ärztliche Pflege erreichten Wiederbelebung eines als tot vom Kreuze Abgenommenen; aber von sorgfältiger Pflege steht eben nichts im biblischen Bericht; wer würde einem scheintot gewesenen die Kraft zutrauen, eine Steinplatte, die drei Frauen nicht vom Fleck zu rücken vermögen, abgewälzt zu haben! Und wie sollte ein Scheintoter, der aus seinem Grab geflüchtet, vierzig Tage lang wie ein gehetztes Wild sich verborgen gehalten und nur ab und zu seinen Jüngern sich gezeigt und dann, man weiß nicht wie und wo, spurlos verschwunden sein soll, von den Seinen als Todesüberwinder gefeiert worden sein! Das grenzt schon hart an die zweite Hypothese.

Es ist die berüchtigte Betrugshypothese. Nach ihr soll die ganze Ostergeschichte ein abgekartetes Spiel der Jünger gewesen sein: sie haben seinen Leichnam nächtlicher Weile beseitigt, sie haben dann behauptet, Christus sei auferstanden, sie haben alle die sogenannten Christophanien entweder erfunden oder inszeniert — und auf diesen großen Betrug soll das Christentum sich aufgebaut haben! Ganz abgesehen von der moralischen Ungeheuerlichkeit, die man hier den Jüngern Jesu zutraut, deren sittliche Intaktheit zu bezweifeln nirgends ein exegetischer Grund vorliegt, ganz abgesehen von der Unmöglichkeit, Sieg und Kraft des Christentums als Ergebnis eines riesigen Schwindels zu verstehen, mutet man doch auch der jüdischen und römischen Rechtspflege eine geradezu kindliche Naivetät zu, wenn sie nicht sollte alle Hebel in Bewegung gesetzt haben, um solchem Betrug auf den Grund zu kommen, zumal die Befürchtung eines solchen offen ausgesprochen worden ist.

Oder sollten — und das ist der dritte Erklärungsversuch — sollten diese Feinde Jesu selbst das Grab geleert haben? Auch für diese Annahme hat man eine Anknüpfung im biblischen Text, insofern Maria Magdalena offenbar zuerst an einen Leichenraub denkt: Sie haben meinen Herrn weggenommen! und ihr wie eine Erlösung erst der Gedanke aufblitzt, der Gärtner Josephs von Arimathia könnte den Leichnam an einer sichereren Stelle geborgen haben. Eine solche Möglichkeit ist an sich nicht ausgeschlossen; es gehörte zu den grausamsten Triumphen, auch die Leichen des Feindes zu schänden oder unbestattet liegen zu lassen — man denke an Kreons von Antigone übertretenes Verbot, die Leiche des Polyneikes ehrlich zu begraben. — Aber sollten hier die Feinde Jesu den Leichnam des Herrn geraubt und geschändet haben, wie leicht wäre es ihnen dann gewesen, den in seinem Jüngerkreise doch alsbald auftauchenden Glauben an seine Auferstehung durch Bekanntmachung des wahren Sachverhalts lächerlich und unmöglich zu machen!

So bleibt also viertens nur übrig, das leere Grab einfach als eine Tatsache hinzunehmen, für die sich eine genügende Erklärung nicht finden lasse. Aber Verzicht auf eine Erklärung ist hier zugleich Ablehnung der eben einzig möglichen Erklärung: der Herr ist auferstanden, wahrhaftig auferstanden! Jedenfalls ist bei Leugnung der Auferstehung Jesu wie das Vorhandensein von Widersprüchen in der Ostergeschichte, so auch die Tatsache des leeren Grabes schwerer zu erklären, als bei ihrer Anerkennung.

Endlich aber haben wir uns mit der Tatsache des Glaubens der Jünger an die Auferstehung ihres Herrn abzufinden. Denn das läßt sich gar nicht leugnen, daß schon wenige Tage nach seinem Tode sich bei den Jüngern diese Überzeugung gebildet hat, daß sie ganz allgemein verbreitet war, daß sie zu dem ältesten Bestand gemeinsamen Bekenntnisses der Christenheit gehört, daß selbst in Korinth, wo man die Auferstehung der Toten anzweifelte, die Auferstehung Christi zugegeben wurde; denn eben darauf ruht die Beweisführung 1. Kor. 15, wo Paulus

zunächst die sämtlichen ihm bekannten Erscheinungen des Auferstandenen aufzählt, um dann fortzufahren: So aber Christus gepredigt wird, daß er von den Toten auferstanden sei, wie sagen denn etliche unter euch, die Auferstehung der Toten sei nichts?

Wie kamen die ersten Christen zu diesem Glauben?

Man hat auch hier mehrere Lösungsversuche geboten. Zunächst hat man die Erscheinungen des Auferstandenen als Visionen, d. h. als reine Phantasiegebilde der Jünger, denen nichts Tatsächliches zugrunde lag, auffassen wollen. Nun steht zweierlei unzweifelhaft fest: einmal, daß starke religiöse Bewegungen tatsächlich oft mit ekstatischen Zuständen verbunden sind, und in solchen Zeiten die erregte Phantasie allerhand zu sehen glaubt, was lediglich in der Einbildung existiert; sodann aber auch, daß unter den Zeugen der Auferstehung sicher solche Männer sind, die auch Gesichte, Visionen, Ekstasen gehabt haben, so Petrus, dessen Gesicht in Joppe, so Paulus, dessen Entrückung in den siebenten Himmel, dessen Träume und Gesichte in Korinth (Apostelgesch. 18, 9) und Troas (Apostelgesch. 16, 9) bekannt sind. Warum sollten also nicht die Erscheinungen des Auferstandenen lediglich Visionen gewesen sein? Indessen zweierlei spricht stark hiergegen: Einmal pflegen Visionen nur der Niederschlag längerer und intensiver Beschäftigung der Gedanken mit dem Gegenstand zu sein, der sich dann in ihnen bildlich darstellt — die Jünger aber lebten keineswegs in der Idee der Auferstehung des Herrn; im Gegenteil ist es übereinstimmendes Zeugnis der Schrift, daß sie diese Vorstellung nicht fassen konnten, daß der Tod ihres Meisters sie vielmehr in die trostloseste Niedergeschlagenheit versetzte; wie aber aus dieser Stimmung heraus sich Auferstehungsvisionen erklären ließen, ist psychologisch schwer erfindlich. Ja, wäre ein genügend langer Zwischenraum zu konstatieren! Das geht aber nicht an. Aus eben dem Grunde verbietet sich auch die Annahme einer Visionsepidemie, die man schon voraussetzen müßte, um zu erklären, daß Jesus nicht nur einzelnen Personen, sondern mehreren zugleich, ja 500 Brüdern auf einmal erschienen sein soll — eine Angabe,

an der zu zweifeln um so weniger ein Recht vorliegt, als Paulus sich auf noch lebende Augenzeugen hierfür berufen zu können behauptet. Solche Erscheinungen sind bekannt. In Zeiten tiefgehender religiöser Erregung kommt es oft genug vor, daß ganze Versammlungen Visionen haben. Aber einmal setzt das eine ganz besonders intensive Richtung der Gedanken einer solchen Volksmenge auf ein zu erwartendes, erbetenes Ereignis voraus, und dann pflegen solche Epidemieen langsamer zu entstehen und länger anzuhalten, als bei den Erscheinungen Jesu zutrifft; denn diese haben als solche mit vierzig Tagen aufgehört — nur die Christophanie vor Damaskus macht eine Ausnahme. Fehlen somit die Hauptvoraussetzungen für die Entstehung von Visionen, so ist zweitens zu bemerken, daß die biblischen Schriftsteller mit voller Klarheit zwischen Visionen und Erscheinungen Christi unterscheiden. Während dort die Menschen, die sie erleben, beim Erwachen zum klaren Urteil über das Erlebte sich völlig bewußt sind, nur eine Vision gehabt zu haben, der nichts Reales entspricht, sind sich die Zeugen der Erscheinungen des Auferstandenen umgekehrt voll bewußt, etwas Reales erlebt zu haben. Nie hätte Paulus den Mazedonier, den er im Gesicht zu Troas gesehen, in dem Sinne für etwas Wirkliches gehalten, wie er den Herrn vor Damaskus als lebendig angesehen hat.

Man hat, zu der Anerkennung eines quasi realen Kerns in diesen Geschichten gezwungen, neuerdings sich mit dem Begriff einer objektiven von Gott gewirkten Vision zu helfen versucht, d. h. gemeint, diese Visionen seien nicht einfach in der überreizten Phantasie der Jünger entstanden, sondern enthielten ihnen von Gott geschenkte Offenbarungen, die sie vergewissern sollten, daß Jesus im geistigen Sinne lebe und seine Sache den Sieg behalte. Man hat darauf hingewiesen, daß an die Unsterblichkeit jene Zeit — abgesehen von der Schule der Sadduzäer — überhaupt geglaubt habe. Daß aber Jesus auch in der jenseitigen Welt lebe, darüber brauchten die Jünger nicht erst durch besondere Offenbarung belehrt zu werden. Überdies aber handelt es sich gar nicht um diese Überzeugung

als um die spezifische Überzeugung der Urchristenheit; nicht Unsterblichkeit der Seele, sondern Auferstehung des Leibes ist ja ihr Inhalt. Wie sich diese letztere Vorstellung aus jener den Jüngern zu teil gewordenen Gewißheit seines Lebens soll gebildet haben, ist nicht recht einzusehen. Man könnte vielleicht darauf hinweisen, daß rein geistige Ideen sich leicht mit der Zeit vergröbern; der Sachverhalt wäre dann der, daß die den Jüngern auf dem Wege außerordentlicher Gottesoffenbarung zu teil gewordene Überzeugung vom Leben ihres Herrn sich in der Gemeinde zu der Vorstellung einer leiblichen Auferstehung vermaterialisiert habe, wie sie uns dann in den biblischen Berichten schriftlich fixiert begegnet. Es ist indessen auffallend, daß sich eine andre sehr verwandte Vorstellungsweise gerade in entgegengesetzter Richtung entwickelt hat. Unzweifelhaft nämlich hat die älteste Christenheit, wie aus den Thessalonicherbriefen ersichtlich ist, die leibliche Wiederkunft Christi erwartet. Erst im Johannesevangelium finden wir diese Erwartung vergeistigt, insofern hier die Wiederkunft Jesu als Kommen des heiligen Geistes in die Seelen der Gläubigen erscheint. Es wäre überaus auffallend, wenn man eine leibhaftige Wiederkunft Jesu erhofft hätte zu einer Zeit, als man noch im angeblich richtigen Verständnis der Worte des Meisters nur an sein geistiges unsterbliches Sein glaubte, umgekehrt die Wiederkunft Jesu geistig aufgefaßt hätte, während man die Auferstehung Jesu leiblich geschehen glaubte. Also erheben sich auch bei diesem Versuch einer Erklärung des Glaubens an die Auferstehung des Herrn immerhin nicht kleine Schwierigkeiten.

So bleibt für die Erklärung dieser unleugbaren Tatsache nur die Annahme, daß diesem Glauben ein wirkliches Ereignis zugrunde liegt. Und diese Annahme gewinnt einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, wenn man den Glauben der Jünger näher analysiert. Denn er erscheint in der heiligen Geschichte als ein plötzlicher Umschwung, für den ohne Annahme der leiblichen Auferstehung des Herrn kein Motiv ersichtlich ist. Daß die Jünger am Karfreitag und folgenden Tages vor dem Bankerott ihrer gesamten Messiashoffnung standen, sollte eine

besonnene Kritik ebensowenig leugnen, wie daß sie seit Ostern die unzerstörbare Gewißheit der messianischen Herrlichkeit und göttlichen Hoheit Jesu Christi in sich trugen. Woher solch jäher Wechsel? Ihn als einen Prozeß geistiger Überzeugungswandlung anzusehen, geht nicht an. Man meint ihn als einen bloßen Bewußtseinsvorgang verstehen zu können. Die Jünger, so sagt man, argumentierten: er kann nicht gestorben sein, er kann nicht im Grabe geendet haben, folglich muß er auferstanden sein. Was sie sich hiermit eingeredet haben, das haben sie schließlich selbst sich eingebildet erlebt zu haben, denn was man glauben möchte, das glaubt man zuletzt selbst. Indessen das ist alles nicht möglich binnen dreier Tage. Wir haben aber ganz sichere Spuren, daß dieser völlige Gesinnungswechsel sich wirklich in dieser kurzen Zeit vollzogen hat, selbst wenn man die Schilderung der Verzagtheit der Jünger vorher und ihrer Freudigkeit hinterher als mit zu starkem Farbenauftrag gemalt hinstellen wollte. Das ist die gänzlich tendenzlos nur nebenbei berichtete, fast nur zwischen den Zeilen zu lesende Änderung in der Frontstellung der Brüder Jesu. Diese, die Zeit seines Lebens nie an ihn geglaubt hatten, finden wir, ohne daß uns irgend ein Grund hierfür angegeben wird, seit Ostern im Kreise und auf seiten der Glaubenden. Nur eins macht diesen Umschwung erklärlich: die Bemerkung Pauli, daß Jesus auch dem Jakobus erschienen sei. Es ist eben doch nicht so, als ob in bezug auf den Auferstehungsglauben der Wunsch der Vater des Gedankens war, und die Jünger sich zu ihrem eigenen Trost das Dogma von der Auferstehung ihres Herrn ausgedacht hätten; es war die Macht einer überwältigenden Tatsache, vor der ihr anfänglicher Zweifel und Unglaube nolens volens die Waffen strecken mußte, die ihnen das Bekenntnis abzwang: Der Herr ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden!

Ist Christus wirklich auferstanden? Das Vorhandensein von Widersprüchen in den Osterberichten der Schrift kann eher, so sahen wir, als Instanz für, denn gegen die Wirklichkeit der Auferstehung Jesu angeführt werden. Die Tatsachen des leeren

Grabes und des Glaubens an Jesu Auferstehung lassen sich bei dieser Annahme viel eher erklären als ohne sie. Das ist kein zwingender Beweis für Leute, die nicht glauben wollen. Selbstverständlich lassen sich Glaubenswahrheiten nicht beweisen wie ein mathematischer Lehrsatz. Sonst wäre Glaube eben nicht Glaube. Jede Glaubenswahrheit setzt zu ihrer Annahme ein gewisses Maß williger Empfänglichkeit voraus. Aber für den, der unbefangen den Tatsachen der Geschichte gegenübersteht, wird eine gerechte Abwägung des Für und Wider doch die Wagschale der Entscheidung auf die Seite der Anerkennung der Wirklichkeit der Auferstehung Christi neigen. Freilich, der einzige, den Menschen überführende, zwingende Beweis für sie ist die Erfahrung ihrer Wirklichkeit im eigenen Leben. Denn an den Auferstandenen glauben, ist mehr als die Richtigkeit der Ostergeschichten und ihre Wirklichkeit annehmen und anerkennen. Wer aber die Lebensspuren Jesu in der Geschichte seines Reiches, in den Siegen seines Evangeliums, in der Liebesarbeit seiner Gemeinde rings um sich her sieht, wer die Lebenswirkungen Jesu an sich selbst in seiner Errettung, in dem Frieden seines Gewissens, in der Erneuerung und sieghaften Kraft seines inneren Lebens erfahren, wer zum Glauben an Jesum Christum, den Sohn des lebendigen Gottes, d. h. zur persönlichen Hingabe an ihn im völligen Vertrauen und im willigen Gehorsam gekommen ist, dem ist auch die Auferstehung Jesu Christi Wirklichkeit. Ihm ist die Auferstehung Jesu nicht wunderbar, sondern selbstverständlich; wunderbar wäre es dem Glauben nur, wenn Christus im Grabe geblieben wäre. Denn wir glauben nicht an Jesum Christum, weil er auferstanden ist, aber wir glauben an seine Auferstehung, weil wir an ihn glauben, an ihn, der vom Vater empfangen hat, das Leben in ihm selbst zu haben. Darum, weil er der Herr ist, bekennt unser Glaube: Der Herr ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden.

Sünde (ist das letzte in der Kette von Übeln,
die die S Sünde Willen trägt. Auch er wird
überwund hts macht uns hienieden das Leben
so schwer, erben. Wir denken nur nicht daran;
wir gleich ne in der Parabel, der zwischen dem
aufgesper s Drachens in der Brunnentiefe unten
und den ebärden seines Kamels oben bei dem
Nagen d und der weißen Maus an den
Wurzeln der ihn hält, dennoch sich an den
Beeren de labt. — Dächten wir stets daran, daß
wir eiger ebende sind, sondern Sterbende, —
die Freud pürde uns vergällt sein, keiner würde
den Mut Lebens froh zu werden. Aber auch
der Tod ehr sein. Wir wissen, daß Christus von
den Toter ort nicht stirbt, wir hoffen ein gleiches
auch für u unsterblich sein, ewiges Leben haben.
Und nun le jene Hemmungen des Lebens, wenn
Sünde ur Tod nicht mehr sein werden, nun erst,
wenn kein an seinem Marke nagt, wird das Leben
seine Blü können in der vollsten Schönheit —
heilig, f — das ist unsre Seligkeit.

Und iß, das sind keine Träumereien; es
kann nicht wenn wir uns daran erinnern, daß
wir von hon hier etwas schmecken und haben
können. ist nicht nur etwas jenseitiges. „Nur
was schon angefangen, das lebt, das wird das
Sterben ü In Christo gibt es schon eine anfäng-
liche diesse , denn wo Christus ist, da kann die
Sünde nic as Leid nicht schmerzen, der Tod nicht
töten. All haftet an der Gemeinschaft mit ihm.
So ist das auch der ewigen Seligkeit, daß uns
verheißen da, die Hütte Gottes bei den
Menschen ird bei ihnen wohnen, und sie
werden se t, und er selbst, Gott mit ihnen,
wird ihr Hier erst enthüllt sich uns das tiefste
Geheimnis t: Wir sollen bei dem Herrn sein!

C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11
Image Engineering Scan Reference Chart TE363 Serial No. 306
Patch Reference numbers on UT
DS 16000
45 50 56 63
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
UB Rostock
the scale towards doc